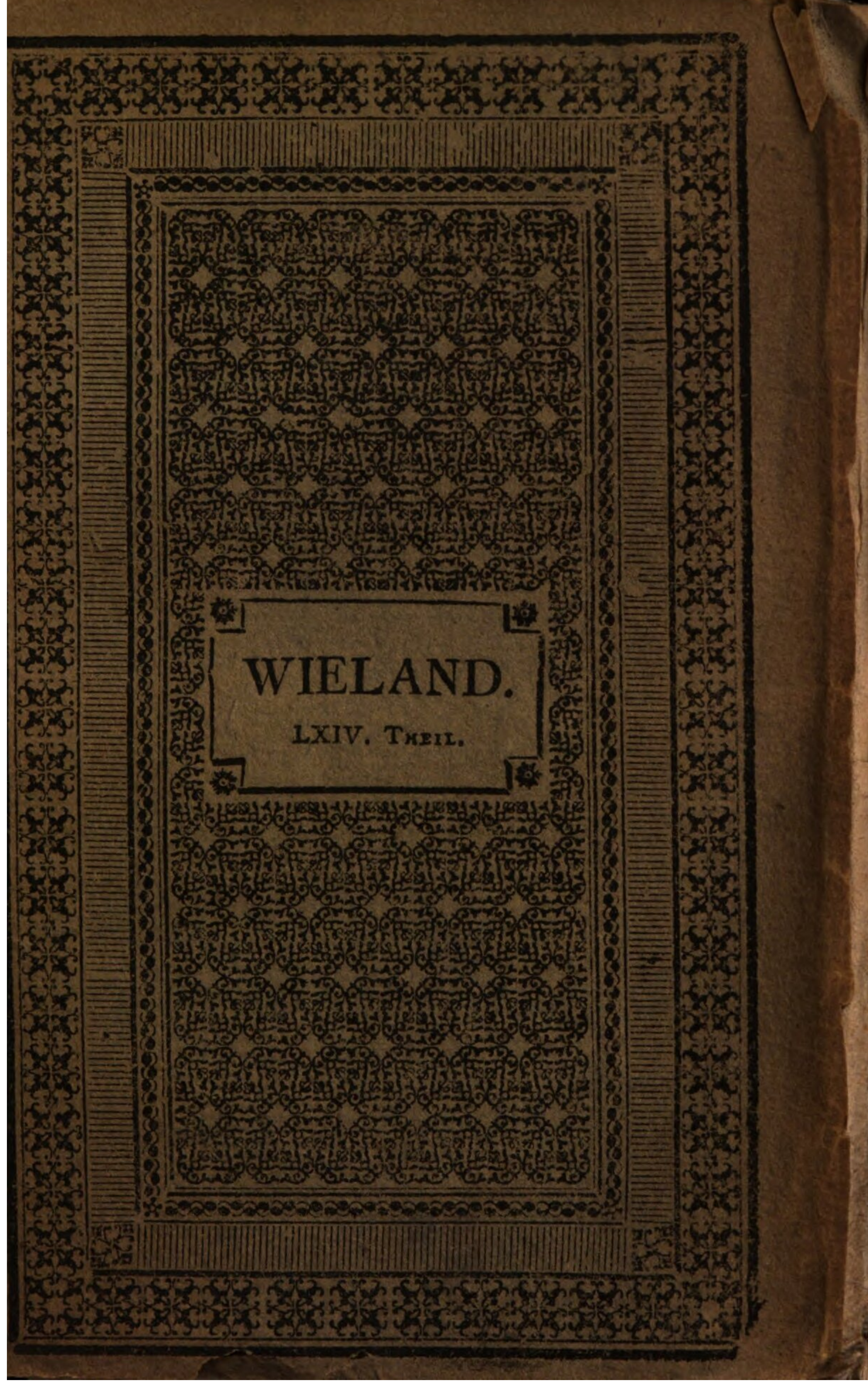




WIELAND.

LXIV. THEIL.

LD 5886

AAA



Blaschke sc.



SÄMMTLICHE WERKE

VON

C. M. WIELAND.

LXIV. BAND.



WIEN.

G E D R U C K T

BEY JOHANNA SCHRÄMBL,
IM VERLAG BEY CHRISTIAN KROTZ,

1 8 0 4.

SÄMMTLICHE WERKE

VON

C. M. WIELAND.

LXIV. BAND.



W. F. M.

GEORGT

BEY JOHANN A. SCHÄMBEL,
IM VERLAG DER UNIVERSITÄT BONN.

1973, 100

1894

ARISTIPPS BRIEFE.

ZWEITES BUCH.

ARISTIPPS BRIEF.

SWITES BUCH.

Lais an Aristipp.

Die ungewöhnliche Schönheit dieses Frühjahres hat mich schon in den ersten Tagen der Blüthenzeit nach Ägina gelockt; oder vielmehr die kleine Musarion ließ mir keine Ruhe, sobald sie die erste Schwalbe zwitschern hörte. Du solltest nur um der Nachtigallen willen eher nach Ägina gehen, sagte sie alle Morgen und Abende; gewiß sie singen nirgend so schön als in unserm Lustwäldchen zu Ägina.

Du mußt wissen Aristipp, daß Musarion meinem alten Patron, vor ungefähr sechzehn Jahren, von einer schönen Thrazischen Sklavin geboren, und auf seinem Gute zu Ägina bis an seinen Tod erzogen

wurde. Er selbst entdeckte mir dieß kurz vor seinem Ende, indem er das Schicksal des jungen Mädchens gänzlich in meine Hände stellte. Du zweifelst nicht daß ich ihr sogleich die Freyheit gab; und da ich nicht alt genug bin ihre Mutter vorzustellen, gehe ich mit ihr, wie du gesehen hast, wie mit einer jüngern Schwester um.

Die Sehnsucht des guten Kindes nach Ägina ward nach und nach so lebhaft, daß ich ihrem Andringen nicht länger widerstehen konnte. Wir sind also wieder hier in deinem Lieblingssitz, und unsre Nachtigallen greifen sich so gewaltig an, daß man sie bis in Athen hören muß; denn sie haben bereits den begeisterten Kleombrotus im Gefolge seines edeln Freundes zu uns herüber gesungen. Eurybates hat (wie dir bekannt ist) auch eine Nachtigall, oder vielmehr eine Sirene, zu Ägina, deren Zaubergesang ihm so gefährlich zu werden droht, daß ich mich ziemlich versucht fühle, den armen Menschen aus purem Mitleiden dem Verderben zu entreißen, daß sie ihm zubereitet. In ganzem Ernst, Freund Aristipp! Eurybates dauert mich, und wer

weiß wie weit ich die Großmuth zu treiben fähig wäre, wenn ich nicht — rathe selbst w e n? — in wenig Wochen zu Ägina erwartete, dessen gute Meinung von mir ich nicht gern verscherzen möchte, und der eine so heroische Aufopferung meiner selbst — bloß um einen Abkömmling des Kodrus im Besitz seines schönen Landguts zu erhalten — vielleicht nicht verdienstlich genug finden dürfte, sie für ein würdiges Gegenstück der peinlichen Tugendübungen anzusehen, die er sich selbst ganzer drey Monate lang zu Syrakus auferlegt haben soll.

Ohne Scherz, lieber Aristipp, auch deine Freundin, sich schmeichelnd daß sie immer noch die einzige ist, sehnt sich dich bald wieder zu sehen; und wenn sie dir gleich eine Treue, die ihr nichts kostet, nicht hoch anzurechnen gedenkt, so gesteht sie doch, daß sie dirs schwerlich verzeihen könnte, wenn du deine philosophischen Kampfübungen auf ihre Rechnung länger fortsetzen, und anstatt — zu den Nachtigallen in Ägina zurückzueilen, etwa noch eine kleine Reise zu den unbescholtnen Äthiopiern machen wolltest. Ich habe dir eine Neuigkeit mitzu-

theilen, die nicht sehr geschickt ist, deine Meinung von den Athenern zu verbessern. Sokrates, unter allen beschuhten und unbeschuhten Achaiern unstreitig der beste, soll (wie die Rede geht) von drey redseligen Buben, dem Gerber und Volksredner Anytus, dem Rhetor Lykon, und einem gewissen Dichterling, wenn ich nicht irre Melitus genannt, angeklagt worden seyn, „daß er neue Götter in Athen einführen wolle, und die jungen Leute verderbe!“ Jedermann findet diese Anklage gar zu unge reimt, und ich habe noch niemand gesehen, der ernsthaft davon hätte sprechen können, oder im geringsten für unsern alten Freund in Sorgen stände, wiewohl der Kläger auf keine geringere als die Todesstrafe anträgt. Ungeachtet ich die Sache eben so ansehe, so gestehe ich doch, ich traue den Athenern nur halb, und verlasse mich mehr auf die Anzahl und den Eifer seiner Freunde, als auf die Güte seiner Sache und die Gerechtigkeit der Heliasten oder Areopagiten. Hoffentlich wird der Sturm schon glücklich vorüber seyn, ehe du dich von Cyrene losmachen kannst. Denn so eben versichert

mich einer meiner Athenischen Bekann-
 ten, der die Stadt erst diesen Morgen ver-
 lassen hat, der berühmte Lysias arbei-
 te an einer ganz vortrefflichen Schutzrede
 für unsern ehrwürdigen Freund, und die
 allgemeine Stimmung sey dem Beklagten
 so günstig, daß es ihm nur ein gutes Wort
 an seine Richter kosten werde, um lauter
 weisse Steine zu erhalten. In der That
 sind seine Ankläger so gar schlechte Men-
 schen, und die Klagpunkte passen so übel
 auf Sokrates, daß Aristofanes selbst, wie
 ich höre, sich darüber ärgert, daß solche
 verächtliche Sykofanten aus seinem schon
 vier und zwanzigjährigen Spafs Ernst ma-
 chen wollen, und sich schlechterdings wei-
 gert, an ihrer Verschwörung Theil zu
 nehmen. Du kannst also, denke ich,
 deines alten Chirons wegen außer al-
 ler Sorge seyn.

An Lais.

Deine Briefe müssen einen sehr betriebsamen Genius haben, schöne Lais; denn der Schiffer, der mir so eben den letzten überbringt, versichert mir, daß er die Reise von Ägina nach Cyrene, die er seit vielen Jahren zwey bis dreymahl jährlich mache, in seinem Leben nie in so kurzer Zeit und mit so günstigen Winden gemacht habe, als dießmahl.

Deine Neuigkeit hat mich befremdet, aber nicht im geringsten beunruhigt. Eine so boshafte Anklage, von so namenlosen Menschen wie diese, kann einem Sokrates nicht gefährlich seyn, oder die Kecken äer müßten von aller Scham und Vernunft gänzlich verlassen werden. Ich kenne von den Anklägern nur einen persönlich, den Lederhändler Anytus, einen würdigen Nachfolger des berühmten Kleons, nur daß er sich gegen diesen

ungefähr verhält wie ein Schafsfell zu einer Hirschhaut; ob er sichs gleich ein paar hundert tüchtige Bocksfelle kosten liefs, um es in der edlen Kunst, dem übelhörenden halbkindischen alten Demos im Pnyx die Ohren voll zu schreyen, so weit zu bringen, daßs er sich unter den dermahligen Volksrednern so gut als ein Anderer hören lassen darf. Lykon ist ein verdorbner Schulhalter in der Rhetorik, und ich entsinne mich nicht, den Nahmen des Dichterlings Melitus je gehört zu haben. Was für Leute, um gegen einen Mann wie Sokrates aufzustehen! und wie fände nur ein Schatten von Wahrscheinlichkeit Statt, daßs die Athener den biedersten und tugendhaftesten aller ihrer Mitbürger, einen Mann dessen Nahme im ganzen Griechenland in Ehren gehalten wird, die Profession eines freywilligen unbezahlten Volks- und Jugend-Lehrers dreyßig Jahre lang ungestört hätten treiben lassen, um ihn erst in seinem siebzigsten deßwegen zur Rede zu stellen, und solcher albernen Beschuldigungen wegen aus der Stadt zu verweisen, oder gar zum Tode zu verurtheilen? Wie du sagst, wir haben nichts für

ihn zu fürchten; die ganze Komödie wird sich, so gut als ehemahls die Wolken des Aristofanes, auf eine ehrenvolle Art für ihn und auf eine so schmäbliche für die drey Sykofanten endigen, daß sie uns hinter drein Stoff genug zum Lachen geben soll.

Wir haben, meines Wissens, keine Nachtigallen in Cyrene. Ich werde mich also, so bald ich hier loskommen kann, auf den Weg machen, um die deinen noch singen zu hören bevor ihre Zeit vorüber ist. An Sirenen fehlt es auch bey uns nicht; aber ich kenne keine schlimmere als die schlaue Lysandra, von welcher du den armen Eurybates zu erlösen gesonnen scheinst. In der That wär' es eine verdienstliche That, und, um eine der schönsten Historien daraus zu machen, brauchte es nichts, als daß der edle Kodride großmüthig genug wäre keinen Ersatz von dir zu fordern, oder, wie der gute Kleombrot, sich am geistigen Ambrosia deines bloßen Anschauens genügen liesse; wiewohl zu befürchten ist, daß so materielle Wesen, wie die Athenischen und Korinthischen Eupatriden, es

bey einer so leichten erotischen Diät schwerlich lange aushalten möchten.

Du wirst von Learch vernommen haben, daß ich nicht so glücklich war, den Aritades noch am Leben anzutreffen. Ich habe einen sehr gütigen Vater, Cyrene einen ihrer besten Bürger an ihm verloren. Seine Jugend fiel in eine Zeit, wo die Lebensart bey uns viel einfacher, die Sitten reiner, die Verhältnisse unter Verwandten, Nachbarn und Mitbürgern enger und herzlicher waren als heut zu Tage. Aritades blieb dem Genius seiner bessern Zeit getreu, ohne von der jetzigen Generazion zu verlangen, daß sie vorsetzlich wieder so weit zurückschreite, als sie in allem unvermerkt vorwärts gerückt ist. Wahrscheinlich hat der traurige Ausgang unsrer letzten Revoluzion den Faden seines Lebens früher abgerissen als die Natur es wollte. Das Vordringen des republikanischen Kriegsheers in den letzten Tagen Aristons nöthigte ihn, sich in die Stadt zu flüchten und seine Güter der Verheerung Preis zu geben. Natürlicher Weise treffen die folgen dieses Unfalls auch mich. Ich werde nicht reich genug zurückkommen, um meine gewohnte Le-

bensart in die Länge fortsetzen zu können; und ich sehe eine Zeit voraus, wo ich mich vielleicht werde entschliessen müssen, entweder bey der Philosophie des Sokrates zu hungern, oder meine von Hippias gelehrten Künste wuchern zu lassen. — Doch, diese Zeit ist noch fern genug, und im nächsten Jahrzehend wenigstens soll es mir nicht an Mitteln fehlen, den Lebensplan, den ich mir für diese Periode gemacht habe, vollständig und gemächlich auszuführen. Sey also von dieser Seite unbesorgt für mich, meine Liebe; ich werde in zehen Jahren so viel Vorrath für die Zukunft gesammelt und so grosse Fortschritte in der Kunst zu leben gemacht haben, daß ich mit beyden auszulangen hoffe, wenn ich auch so alt wie Tithon würde.

Mein Bruder ist zu tief in die Geschäfte seiner einzigen Liebschaft, unsrer aus dem politischen Medeenkessel neuverjüngt herausgestiegenen Republik verwickelt, als daß ihm Mulse zu seinen Privatangelegenheiten übrig bliebe. Aber Eros und Afrodite verhüten, daß ich hier so lange ausharre, bis unsre Erbschaftssache bey Drachmen und Obolen ausge-

glichen ist! Ich gedenke mich mit irgend einer mäßigen Summe abfinden zu lassen, um desto eher in Ägina anzukommen, wo ich meinen edlen Freund Eurybates (unter uns gesagt) lieber zu deinen schönen Füßen als in deinen Armen überraschen möchte.

3.

Lais an Aristipp.

Es ist vielleicht glücklich für dich, lieber Aristipp, daß du länger in Cyrene aufgehalten wirst als du hofftest; denn die Sachen in der Minervestadt haben indess eine Wendung genommen, die sich niemand einbilden konnte. O die Athener, die Athener! Wie verhaßt ist mir jetzt dieser Name! Ich verbiete allen, die um mich sind, ihn auszusprechen, und er soll in den nächsten fünf Jahren nicht über meine Lippen kommen. Kannst du glauben daß die Elenden unmenschlich genug seyn konnten? — die Hand ver-

sagt mir fortzufahren — O daß ich nicht Circe, nicht Medea, nicht der Erinnyen eine bin! — Und wenn ich dir erst sage, warum sie ihn verurtheilt haben, und wie wild es dabey zugegangen ist! — Sokrates hielt es (mit Recht) seiner unwürdig, sich auf die boshaft alberne Anklage in eine Vertheidigung in gewöhnlicher Form einzulassen, gab auch nicht zu, daß einer von seinen Freunden für ihn aufträte. In der That, (nach dem, was man mir davon erzählt hat, zu urtheilen) ist nie etwas jämmerlicheres gehört worden, als die Beweise, womit der Schwätzer Melitus seine Anklage gut zu machen suchte. Sokrates hörte ihm lachend zu, und fand, sie bedürften keiner Widerlegung, da er sich auf die eigene Überzeugung der Richter berufen könne. „Mein ganzes Leben, sagte er, ist die vollständigste Antwort auf die Beschuldigungen meiner Ankläger.“ — Die ehrsamten Heliasten fanden sich durch die Kürze dieser Apologie beleidigt. Welcher Trotz, sagten sie unter einander, welcher Übermuth! daß ist nicht zu dulden, daß muß bestraft werden, wenn er auch sonst nichts verbrochen hat. Sie schritten zum

Urtheil, und der Beklagte wurde mit 281 Steinen von 500 für schuldig erklärt. Weil es indessen doch ihre Meinung war, ihn, wenn er um Milderung der Strafe bäte, mit einer Geldbusse davon kommen zu lassen, so fragte man ihn, was er für eine Strafe verdient zu haben glaube? „Lebenslänglich im Prytaneum unterhalten zu werden,“ war seine Antwort. Dieß brachte die Richter dermaßen auf, daß sie unter grossem Lärm zu einer nochmaligen Stimmgebung schritten, wo sich dann ergab, daß er mit 360 Steinen zum Tode verurtheilt war. Dabey blieb es, und er wurde sofort in das öffentliche Gefängniß abgeführt. Der Tag seines Todes ist, einer alten Gewohnheit zu Folge, auf die Wiederkunft des heiligen Schiffes ausgesetzt, welches alle Jahre mit den Abgeordneten der Republik zum Andenken der berühmtesten Heldenthat des Theseus nach Delos geschickt wird. Seine Freunde haben indess die Freyheit ihn täglich zu besuchen, und er unterhält sich mit ihnen, auf seine gewohnte Art, so unbefangen und heiter, als ob das was ihm bevorsteht, nur eine kleine Reise nach Ägina wäre.

Alle diese Umstände habe ich von sehr guter Hand, und auch diesen, daß sein vertrautester alter Freund Kriton (der sehr reich seyn soll) alles mögliche angewandt habe, ihn zu bewegen, daß er sich von ihm befreyen und außer Landes in Sicherheit bringen lassen möchte. Aber Sokrates sey unerschütterlich auf seinem Vorsatz beharret sich dem Urtheil seiner gesetzmässigen Richter nicht zu entziehen. „Ich bleibe, habe er gesagt, um den Gesetzen meines Vaterlandes, denen ich Gehorsam schuldig bin, genug zu thun; so sterbe ich schuldlos, wie ich gelebt habe; durch die Flucht würde ich den Tod verdienen, den ich jetzt unschuldig leide.“

Ich muß aufhören, Aristipp — bleibe immerhin wo du bist, wenn du auch herüber fliegen könntest, was würd' es helfen? Ich danke den Göttern, daß sie dir den Schmerz, ein Zeuge seines Todes zu seyn, erspart haben. — Und doch — wenn's möglich ist, so komm! komm je eher je lieber! Du kannst zwar deinem alten Freunde nichts helfen; aber ich bedarf deiner. Du allein kannst die schwarzen Wolken zerstreuen, die mein Gemüth verdüstern und zusammenedrücken.

Eurybates an Aristipp.

Lais hat dich worbereitet, Freund Aristipp; aber dir das ärgste zu melden, versagt ihr der Muth. Sokrates — ist nicht mehr!

Ein unglücklicher Augenblick, eine Art von Mißverständniß, unzeitiger Stolz von Seiten der Richter, und — wenn ichs sagen darf — ein wenig Eigensinn auf Seiten des noch stolzer zu seyn freylich nur zu wohl berechtigten Sokrates; ist Schuld an einer Übereilung, welche die Athener sich selbst nie verzeihen werden. Du weißt wie sie sind. Es ist nun einmahl von jeher Sitte bey uns gewesen, daß ein Beklagter, wär' er noch so unschuldig, mehr die Humanität seiner Richter als ihre Gerechtigkeit auf seine Seite zu bringen suchen muß. Man versichert mich heilig, das Gericht sey in keiner ihm ungünstigen Stimmung gewesen. Aber seine ihm zur andern Natur gewordene Ironie, eine Kaltblütigkeit, die ihm für Trotz ausgelegt wurde, die tumultuarische Art, wie

es bey der ganzen Verhandlung zugging, und woran zum Theil die Hitze und der unbesonnene Eifer seiner jungen Freunde selbst Schuld war, das alles stimmte die Richter um; und so konnten sie es nicht ertragen, daß er, anstatt (wie gewöhnlich) um Milderung der Strafe anzusuchen, mit einer Miene — die man freylich, seitdem Athen steht, noch nie im Gesicht eines auf den Tod Angeklagten gesehen hat — sagte: die Strafe, die er verdient habe, sey ein lebenslänglicher Freytish im Pritaneion.

Das Geschehene ist nun nicht mehr zu ändern. — Der Name Sokrates wird mit ewigem Ruhm auf die Nachwelt kommen; alle seine kleinen Menschlichkeiten werden vergessen seyn, und nur die Sage, daß er der weiseste aller Menschen gewesen, wird von Einem Jahrhundert dem andern übergeben werden: uns Athener hingegen wird ewig die Schande drücken, einen solchen Mitbürger verkannt zu haben. Wohl dem, der nicht unter seinen Richtern saß!

Die dreißig Tage, die er nach seiner Verurtheilung im Gefängniß zubrachte sollen die schönsten seines ganzen Lebens

gewesen seyn. Weinend sprechen seine Freunde mit Entzücken davon. Er weigerte sich aus den edelsten Beweggründen, sich aus dem Gefängniß entführen und in Sicherheit bringen zu lassen, wozu Kriton alles schon veranstaltet hatte. Wenige Stunden vor seinem Tode unterhielt er sich mit seinen Freunden über die Unsterblichkeit der Seele, und tröstete sich durch die Zuversicht, womit er ihnen von seiner Hoffnung in ein besseres Leben hinüber zu gehen, als von einer gewissen Sache, sprach. Der junge Plato will, wie ich höre, alle diese Gespräche — vermuthlich in seiner eigenen Manier, wovon er bereits Proben gegeben hat, mit welchen Sokrates nicht sonderlich zufrieden seyn soll — aufschreiben und bekannt machen. Ich wünsche daß er so wenig von dem seinigen hinzuthun möge, als einem jungen Manne von seinem seltnen Genie nur immer zuzumuthen ist; aber er hat eine zu warme Einbildungskraft und zu viel Neigung zur dialektischen Spinnweberey, um den schlichten Sokrates unverschönert, und, wenn ich so sagen darf, in seiner ganzen Silenenhaftigkeit, darzustellen.

len, die wir alle an ihm gekannt haben, und die mit seiner Weisheit so sonderbar zusammengewachsen war.

Der arme Kleombrot ist untröstbar. Schon vorher mußte ich alles anwenden was ich über ihn vermag, ihn abzuhalten, daß er nicht nach Athen zurückstürmte, um, (wie er sagte) seinen geliebten Meister entweder zu retten, oder mit ihm zu sterben. Das erste stand nicht in seiner Macht; hingegen hätt' er sich leicht schlimme Händel zuziehen können, da unser Volk (wie dir bekannt ist) nicht leiden kann, daß Ausländer sich in unsre Sachen mischen. Nun kriecht er aus einem Winkel in den andern, und macht sich selbst Vorwürfe, daß er seinen Lehrer zu einer solchen Zeit verlassen habe; als ob jemand sich so etwas hätte träumen lassen können, da wir nach Ägina gingen. Kurz, er ist in einem erbärmlichen Zustande. Die kleine Musarion, die ihn zerstreuen sollte, sitzt den ganzen Tag Hand in Hand neben ihm und hilft ihm weinen. Laïs selbst ist noch zu sehr erschüttert als daß sie andere trösten könnte. Alle unsre Hoffnung, ihn wieder zu recht zu bringen, beruht also auf dir,

lieber Aristipp. Deine sämtlichen Ereunde in Ägina sehen dir mit Sehnsucht entgegen.

5.

An Eurybates.

Das sind nun eure so hoch gepriesnen Freystaaten, Eurybates! So geht es in euern Demokratien zu! Bey allen Göttern der Rache! eine solche Abscheulichkeit war nur in einer Ochlokratie wie die eurige möglich! Ihr schimpft auf das, was ihr Tyrannie nennt? Wahrlich unter dem Tyrannen Dionysius hätte Sokrates so lange leben mögen als Nestor; alle Gerber, Rhetoren und Verseemacher von ganz Sicilien sollten ihm kein Haar gekrümmt haben! — Im Grunde dauren mich deine Athener. Was können sie dafür, daß die Regiersucht solcher ehrgeizigen Aristokraten und Demagogen wie Klisthenes und Perikles ihnen in ihre schwindlichten Köpfe gesetzt hat, ein Wurstmacher, Kleiderwalker oder Lampenhändler verstehe

sich so gut aufs Regieren und Urtheil sprechen, als einer der dazu erzogen worden ist? Der Tag, da Athen von der edeln und weislich abgewogenen Solonischen Aristodemokratie zu einer reinen Ochlokratie herabgewürdigt wurde, war der unseligste von allen, die ihr seit Cekrops und Theseus mit schwarzer Kreide bezeichnet habt. Alles Elend, das in den letzten dreyßig Jahren über euere Stadt gekommen ist, alles Unheil das ihr über Griechenland gebracht habt, alle die Schandmable, die ihr, durch so viele Handlungen des gefühllosesten Undanks gegen eure verdienstvollsten Bürger, eurem Nahmen auf ewig eingebrannt habt, schreiben sich von diesem Tage her. — Wie? Die dreyßig Tyrannen selbst, denen euch Lysander Preis gab, die gewaltthätigsten und verruchtesten aller Menschen, wagten es nicht sich an Sokrates zu vergreifen, als er ihnen mit spottender Verachtung die derbsten Wahrheiten ins Gesicht sagte: und euere Heliasten, Leute, die für drey Obolen des Tags, je nachdem sie einem wohl oder übel wollen, Recht oder Unrecht sprechen, verurtheilen ihn zum To-

de, weil er sie nicht um eine gnädige Strafe bitten will; verurtheilen ihn bloß um ihm zu zeigen daß sein Leben von ihrer Willkühr abhänge? Die Elenden! — Aber noch einmahl, nicht sie, sondern die Urheber einer Verfassung, welche die Macht über Leben und Tod in die Hände solcher Wichte legt, sind verwünschenswerth.

Doch wozu dieser Eifer? Und was berechtigt mich, meine Galle über dich, der an diesem Gräuel unschuldig ist, auszugießen? Verzeih, Eurybates! Ich fühle daß es mich noch viel Arbeit an mir selbst kosten wird, bis ich es so weit gebracht habe, alles an den Menschen natürlich zu finden, was sie zu thun fähig sind, und mich mit einer solchen Natur zu vertragen. Ich schmeichelte mir sonst es schon ziemlich weit in diesem eben so schweren als unentbehrlichen Theile der Lebenskunst gebracht zu haben; — zu früh; wie ich sehe; aber freylich auf ein solches Ungeheuer der schandbarsten Narrheit und Verkehrtheit, wie dieser justizmässige Sokratesmord, war ich nicht gefaßt.

In drey Tagen schiffe ich mich nach

Ägina ein, und gedenke von dort aus eine Reise nach den vornehmsten Städten Ioniens zu unternehmen, und mich in jeder so lange aufzuhalten, als ich etwas zu sehen, zu hören und zu lernen finde, das in meinen Plan taugt. Athen wieder zu sehen, bin ich noch unfähig; der Anblick eines Heliasten würde mich wahnsinnig machen.

Lebe wohl, Eurybates, und stelle, wenn du kannst, die Zeiten wieder her, da die Minervenstadt noch von lebenslänglichen Archonten regiert wurde. Euere Triobolenzünftler ¹⁾ haben mich mit der Aristokratie auf immer ausgesöhnt. Es ist zwar, im durchschnitt genommen, nicht viel gutes von euch zu rühmen, ihr andern Eupatriden: aber das bleibt doch wahr, daß der schlechteste von euch nicht fähig gewesen wäre, weder Ankläger eines Sokrates zu seyn, noch ihm Schierlingssaft zu trinken zu geben.

6.

A n L a i s.

U m u n s d i e g e z w u n g e n e U n t e r w e r f u n g

unter das eiserne Gesetz der Nothwendigkeit erträglicher zu machen, giebt es wohl kein besseres Mittel, liebe Laiska, als uns des grossen Vorrechts zu bedienen, womit die Natur den Menschen vor allen andern lebenden Wesen begabt hat, „dafs es in seiner Macht steht, blofs durch eine Willkührliche Anwendung seiner Denkkraft, wo nicht allen, doch gewifs dem grössten Theil der Übel, die ihm zustofsen, den Stachel zu benehmen, indem er sie aus dem düstern Licht, worin sie ihm erscheinen, in ein freundlicheres versetzt, und sie so lange auf alle mögliche Seiten wendet, bis er eine findet, die ihm einen tröstlichen Anblick gewährt.“ An diese sollten wir uns dann, wenn wir weise wären, fest halten, ohne spitzfindig nachzugriecheln, wie viel davon etwa blofs Täuschung seyn möchte. Warum wollten wir die Schale mit *Nepenthes*, die uns eine mitleidige Gottheit reicht, ausschlagen, um uns vorsätzlich dem Gram einer einseitigen Vorstellung zu überlassen, der, wie der Geier des Prometheus, an unserm Leben nagt, ohne dafs irgend etwas Gutes für uns oder Andere daraus entspringen kann?

Was wir selbst, was alle bessern Menschen, was die Welt überhaupt durch den Tod unsers unersetzlichen Freundes verloren hat, kann uns durch unsern Unmuth nicht wiedergegeben werden. Reissen wir uns mit unsern Gedanken von allen eigennützigen Gefühlen los, und erwägen dafür, was er selbst, der Geliebte, dessen Verlust wir beklagen, verloren oder gewonnen haben mag! — War es nicht eher ein Gut als ein Übel für ihn, die Zeit der immer fühlbarer werdenden Abnahme, die Zeit nicht zu erleben, wo der Mensch in seinen eigenen und andrer Augen nur noch als eine zusehens in Trümmer zerfallende Ruine dessen, was er war, erscheint? „Er hätte, sagen wir, noch lange, vielleicht noch zehen Jahre leidlich leben können“ — O ja, und dann vielleicht noch andere zehen Jahre unter allen Entbehrungen und Beschwerden des höchsten Greisenalters, wie eine allmählich sterbende Pflanze, hingeschmachtet! der Welt unnütz, sich selbst und seinen Freunden lästig, ein trauriger Gegenstand ihrer in bloßes Mitleiden verwandelten Liebe! Ihm war ein besseres Loos beschieden.

Denn wahrlich, im Genuß aller seiner Kräfte und einer vollständigen Gesundheit der Seele und des Leibes, siebzig Jahre zurückzulegen, und dann ohne Krankheit und Schmerzen so schnell und leicht aus der Welt zu kommen, wie er, ist ein Glück das unter tausend Menschen kaum Einem zu Theil wird. — „Er starb schuldlos von ungerechten Richtern verurtheilt,“ — aber ruhig, heiter, freudig, im Bewußtseyn eines ganzen wohlgeführten, untadelhaften, gemeinnützlichen Lebens! geliebt, geehrt, beweint und betrauert von allen guten Menschen! Er lebt fort im Herzen seiner Freunde, wird ewig leben im Andenken der spätesten Nachwelt, die seinen Namen zur gewöhnlichen Bezeichnung der Idee eines weisen und tugendhaften Mannes machen wird, Seine denkwürdigsten Reden, seine Lehre, sein bürgerliches und häusliches Leben, werden, von seinen Freunden in Schriften dargestellt, noch Jahrtausende lang, vielleicht unter Völkern, deren Benennung uns jetzt noch unbekannt ist, Gutes wirken. Giebt es ein glorreicheres Loos für einen Sterblich-gebornen, als, mit allen diesen Vorzügen

gekrönt, von der Tafel der Natur aufzustehen und schlafen zu gehen. — entweder zur Ruhe eines ewigen Schlafs, oder (wie er selbst glaubte) um, mit den Geistern aller Edeln und Guten, die vor ihm waren, vereinigt, ein neues Leben in der unsichtbaren Welt zu beginnen? — Trauren wir also nicht um Sokrates! Er hat nichts verloren, nichts das ihm nicht reichlich ersetzt wird, nichts, wofür ihm nicht schon die letzte Stunde, da sich Vergangenheit und Zukunft in seinem Bewusstseyn in Ein grosses, klares, lebendiges Gefühl zusammendrängte, überschwenglichen Ersatz gegeben hätte. — „Aber was wir selbst an ihm verloren haben?“ — ist, im Grunde, wenig, meine Freunde! denn, von allem, was wir bereits von ihm besitzen, können wir nichts verlieren als durch unsre eigene Schuld; und in der Folge hätte er doch nur wenig mehr für uns seyn können. Gesetzt aber auch wir hätten viel verloren, so sey uns dieß ein neuer Antrieb, einander desto sorgfältiger und eifriger Alles zu seyn, was in unserm Vermögen ist!

Ich gestehe, daß es mir jetzt äusserst

peinlich wäre, nach Athen zurückzukehren, wo mich alles noch zu frisch an ihn erinnern würde; aber in einigen Jahren werden diese Erinnerungen vielmehr angenehm als schmerzhaft seyn. Was die *Athen*er betrifft, die sind, im Durchschnitt, ein so verächtliches Gesindel, daß sie nicht einmahl unsers Hasses werth sind, geschweige daß die liebenswürdigste aller Erdentöchter um ihrentwillen zur *Medea* oder *Tisifone* werden sollte. An weniger gefühllosen Menschen würden Scham und Reue bereits eine strenge Rache genommen haben. Aber ich besorge sehr, die *Athen*er sind weder der Scham noch der Reue fähig. Desto schlimmer für sie! sie werden ihrer verdienten Strafe nicht entrinnen; und schwerlich würdest du, wenn dir auch alle Fackeln und Schlangenpeitschen der *Erinnyen* zu Dienste ständen, grausam genug seyn, ihnen die Hälfte der Plagen anzuthun, die sie selbst durch die natürlichen Folgen ihrer unheilbaren Verkehrtheit über sich aufhäufen werden.

Meine Geschäfte in Cyrene werden in zehen Tagen beendiget seyn, und dann fliege ich mit dem ersten günstigen Winde deiner Zauberinsel zu. Ich bringe dir, auf meine Gefahr, meinen Freund Kleonidas mit; einen jungen Mann, der es werth ist dich zu sehen, und dir bekannt zu werden, und der so sehr mein anderes Ich ist, daß du schwerlich mehr für ihn thun könntest als ich ihm gönnen würde. Er ist mit allen Anlagen zur bildenden Kunst geboren, gab sich aber in seinen frühern Jugendjahren ganz den Musenkünsten hin. Er würde mich schon vor fünf Jahren nach Griechenland begleitet haben, wenn ihn nicht eine schwärmerische Leidenschaft für die Tochter des damahls sich bey uns aufhaltenden Mahlers Pausias zurückgehalten hätte, die an Schönheit und — Dumpfheit eine andere Theodota ist. Um seine Geliebte so nahe und so oft als möglich zu sehen, bestellte er bey dem Vater ein Gemählde nach dem andern, und brachte, unter dem Vorwande den Künstler arbeiten zu sehen, einen grossen Theil des Tages in seinem Hause zu. Die Folge davon war,

daß seine Fantasie für die Tochter nach und nach erkaltete, hingegen eine leidenschaftliche Liebe für die Kunst des Vaters in ihm erwachte, für welche er, wie sich in kurzem zeigte, eine entschiedene Anlage hat. Da er reich genug ist bloß zu seinem und seiner Freunde Vergnügen zu arbeiten, wird er die Mahlerey, wiewohl sie seitdem seine hauptsächlichste Beschäftigung war, schwerlich jemahls als Profession treiben. Nichts desto weniger verspreche ich mir von ihm, daß er mit der vorzüglichen Geistesbildung und dem Dichtertalent, die ihm dabey zu Statten kommen, ungleich mehr leisten wird, als man gewöhnlich von einem bloßen Liebhaber erwartet. Kurz, ich habe mir in den Kopf gesetzt, es fehle ihm, um noch weiter als sein Lehrer selbst zu kommen, weiter nichts, als die schöne Lais zu sehen, und von ihr aufgemuntert zu werden. Ich habe also nicht von ihm abgelaßen, bis ich ihn schon in voraus so verliebt in dich gemacht habe, daß er vor Ungeduld brennt, sich mit seinen eignen Künstleraugen zu überzeugen, ob du noch schöner und reizender bist, als die Idee, die er sich von

dir gemacht, und in einem Bilde der Hebe, die dem neu vergötterten Herakles die erste Nektarschale reicht, in der That meisterhaft ausgeführt hat. Wir wollen sehen!

7.

An Hippias.

Ich bin wieder in Ägina, mein lieber Hippias, — in einem der anmuthigsten Winkel der Erde, in der auserlesensten Gesellschaft, von allem umgeben, was feinern Sinnen schmeicheln, die Fantasie bezaubern, und die edelsten Bedürfnisse gebildeter Menschen befriedigen kann; um alles mit Einem Worte zu sagen, ich bin bey Lais. — Aber Athen liegt uns zu nah! — Sokrates, den Giftbecher am Munde, mitten unter seinen die Hände ringenden, in Thränen zerfließenden, oder den Ausbruch des bittersten Schmerzes aus Liebe zu ihm gewaltsam zurückhaltenden Freunden, stellt sich noch im-

mer und überall zwischen uns und alles, was uns zur Freude einladen will. Unserer schönen Freundin, der die Bilder der Tage und Stunden, die sie noch vor kurzem in seiner Gesellschaft zubachte, wieder so lebendig vor den Augen schweben, daß ihr die Vergangenheit beynahe zur Gegenwart wird, ist es eben so zu Muthe wie mir — Wie wohlthätig, o Hippias, würde uns jetzt deine Gesellschaft seyn! — Aber so bleibt uns weiter kein anderes Mittel übrig, als uns von der verhassten Scene so weit als möglich zu entfernen. Neue Ansichten, neue Menschen, neue Verbindungen, kurz eine neue Welt um uns her ist nöthig, unster dem Gefühl und der Erinnerung noch zu schwach entgegen wirkenden Vernunft zu Hülfe zu kommen; auch werden bereits Anstalten gemacht in zehen Tagen nach Milet abzureisen, wo Lais sich einige Zeit aufzuhalten gedenkt, während ich eine Wanderung durch andere merkwürdige Städte von Ionien, Karien, Lydien und Frygien unternehmen werde.

Findest du nicht auch, Hippias, daß man der Philosophie zu viel Ehre erweist, wenn man ihr die Macht zuschreibt, dem

Gefühle, der Einbildungskraft, und den Leidenschaften immer unumschränkt zu gebieten? Wahrscheinlich wird ihr vieles gut geschrieben, das auf Rechnung des Temperaments, einer natürlichen Apathie oder Schwäche des sympathetischen Gefühls, und andrer solcher Ursachen zu setzen war. Nichts ist leichter als mit solchen Vortheilen (wenn sie ja diesen Namen verdienen) sich die Miene eines Weisen zu geben, und auf Andere, die mit einem weichern Herzen, wärmerem Blute, zärtern Nerven, und mehr Anlage zu Freundschaft und Liebe geboren sind, als auf schwache Seelen herab zu sehen. Aber alles was die Weisheit von Menschen meiner Art in dergleichen Fällen fordern kann, ist, denke ich, daß wir uns nicht vorsetzlich selbst peinigen, und aus vermeintlicher Pflicht, oder, weil man etwas Schönes und Großes darein setzt, alles hartnäckig von uns weisen, wodurch das gestörte Gleichgewicht in unserm Innern wieder hergestellt, und das Gemüth für die Freude wieder empfänglich gemacht werden könnte. In diesem traurigen Falle befindet sich mein junger Freund, Kleombrot von Ambracien, den du, wenn

du dich dessen noch erinnerst, mehr als einmahl bey mir gesehen hast; einer von den jüngsten und eifrigsten Anhängern des Sokrates. Weder ich, noch Eurybates, dessen Gesellschafter und Hausgenosse er seit einiger Zeit ist, noch Lais, die ihn wohl leiden mag, noch die holde Musarion selbst, mit deren Seele er schon Jahr und Tag in einem sonderbaren Liebesverständniß steht, vermögen etwas über die tiefe Schwermuth, die sich seiner seit dem unseligen Ereigniß zu Athen bemächtigt hat. Er wirft sich selbst vor, daß er seinen Meister verlassen habe, und nicht wenigstens auf die erste Nachricht von der Verschwörung seiner Feinde gegen ihn sogleich nach Athen zurück geflogen sey. Der Gedanke tödte ihn, sagt er, daß er fähig gewesen sey sich sorglos einer wollüstigen Unthätigkeit zu überlassen, indessen der Anblick und die Gesellschaft seiner getreuen, bis in den Tod bey ihm ausharrenden Freunde das Einzige gewesen, was dem Besten aller Menschen zur Erleichterung seines grausamen Schicksals übrig geblieben sey. Kurz, der arme Mensch kann sich selbst nicht verzeihen, daß Sokrates — ohne ihn

sterben konnte; als ob seine Gegenwart etwas anders hätte helfen können, als seine ohnehin überspannte Einbildung bis zum gänzlichen Wahnsinn hinauf zu treiben. Er besteht nun darauf, nach Ambra-
cien zurückzugehen, und da wir ihn nicht mit Gewalt zurückhalten können — noch wollen, wird er uns an einem der nächsten Tage verlassen. Mich dünkt selbst, es ist das Beste was er thun kann, und wir andern werden uns sehr dadurch erleichtert finden; denn ein Mensch, der, aller Vernunft zum Trotz, in der Traurigkeit als in seinem Elemente leben und weben will, paßt nicht wohl in eine Gesellschaft, die sichs zur Pflicht macht, dieser schlimmsten aller Krankheiten der Seele, so viel nur immer möglich, alle Nahrung zu entziehnn.

In dieser Rücksicht kommt mir sehr zu Statten, daß ich meinen geliebtesten Jugendfreund Kleonidas aus Cyrene mitgebracht habe, der einer von den Glück-
lichgebornen ist, die sich nur zeigen dürfen um überall geliebt zu werden. Hier stehen ihm bereits alle Herzen offen, und es ist mein Glück, daß Laïs in seinen Augen zu sehr Göttin ist, als daß es

einem Sterblichen geziemen könnte, Ansprüche an sie zu machen. Wie lange dieses religiöse Gefühl dauern wird, muß die Zeit lehren; genug daß Lais sich an der Abgötterey, die er mit ihr treibt, genügen läßt, und es ihm nicht übel zu nehmen scheint, wenn seine Augen auf den weniger blendenden, aber ein Herz, das nichts von ihnen besorgt, unvermerkt überschleichenden Reitzen der kleinen Musarion mit einer besondern Anmuthung verweilen. Du würdest dich wundern, Hippias, zu was für einer zierlichen Nymfengestalt das Mädchen in der kurzen Zeit, seitdem du sie zu Korinth sahest, sich ausgebildet hat. Wenn ich nicht sehr irre, so ist sie der weinerlichen Rolle ziemlich überdrüssig, die sie, ihrem geistigen Liebhaber zu Gefallen, seit einigen Wochen spielen mußte; und ich wollte nicht dafür stehen, daß sie nicht in aller Unschuld, und ohne selbst zu wissen was in ihrem kleinen Herzen vorgeht, zwischen dem schönen, immer heitern, immer zur Freude gestimmten Schwärmer Kleonidas, und dem düstern, traurigen, gleich einem Schatten einerschleichenden, seufzenden und klagenden

Schwärmer Kleombrotus, Vergleichen anstellt, die nicht zum Nachtheil des erstern ausfallen; zumahl da der letztere so tief in seinem Gram versunken ist, daß er von dem allen nichts gewahr zu werden scheint.

Kleonidas ist aus Gunst der Natur und der Musen zugleich Dichter und Mahler, beides mit einem nicht gemeinen Talent, wiewohl ohne Anspruch auf eine Stelle unter den Meistern dieser Künste. Was ich ihm zu Cyrene von der schönen Lais sagte, brachte ihn auf den Einfall, seine Idee, wie diese Dame nach meiner Beschreibung aussehen müßte, in einem Bilde der Hebe, mit einer einzigen Farbe in der Manier des Zeuxis gemahlt, darzustellen. Du vermuthest leicht, daß dieß Nachbild einer bloßen Idee, neben unsre Schönheitsgöttin selbst gestellt, der Divinationskraft des Mahlers keine sonderliche Ehre machte; auch konnt' ich ihn, sobald er die letztere selbst gesehen hatte, nur mit Gewalt abhalten, sein Bild ins Feuer zu werfen: aber, was uns Alle in Erstaunen setzte, war, daß die kleine Musarion — der Hebe meines Freundes so ähnlich sah, als ob sie ihm dazu ge-

sessen hätte. Natürlich veranlafte dieß
 mancherley Scherze, wobey die beiden
 betroffenen Personen die Miene hatten,
 als ob sie nicht übel Lust hätten Ernst
 daraus zu machen. Immer ist dieses Spiel
 des Zufalls, daß einer sympathetischen
 Ahnung so ähnlich sieht, sonderbar ge-
 nug. Verzeihe, Hippias, daß ich dich
 so lange bey einem Unbekannten aufhalte,
 der dich wenig interessieren kann. Aber
 ich hoffe, du wirst ihn persönlich kennen
 lern, und es mir dann eher danken als
 übel nehmen, daß ich euch schon in vor-
 aus in Bekanntschaft mit einander gesetzt
 habe. Weniger gleichgültig wird dir auf
 alle Fälle seyn, zu hören, daß unser ed-
 ler Freund Eurybates glücklich aus den
 Klauen seiner Lá m i a herausgerissen
 worden ist; wenigstens noch zeitig genug,
 um nicht ganz von ihr aufgezehrt zu wer-
 den. Wirklich waren wir, Lais und ich,
 in sehr ernstlichen Berathschlagungen be-
 griffen, wie wir dabey zu Werke gehen
 wollten, ohne daß sie sich zu mehr, als
 sie Willens ist, verbindlich zu machen
 scheinen möchte: als ein abermahliger
 Zufall, oder vielmehr Eros, der wirk-
 lich ein ganz besonderes Spiel mit uns

Ägineten treibt, uns auf einmahl aller weitem Mühe überhob, die Sache zu einem glücklichen Ende zu bringen. Du errinnerst dich ohne Zweifel noch der schönen Drosos, einer von den drey Grazien unsrer Freundin, wie wir ihre drey gewöhnlichen Aufwärterinnen zu nennen pflegen, seitdem sie von mir zu dieser Würde erhoben wurden. An einem dieser letzten Abende führte uns Lais an das Ufer einer stillen kleinen Bucht, die an einen Theil ihrer Gärten anspült, um uns das Vergnügen des Fischens mit der Angel zu verschaffen. Eurybates war auch dabey. Zufälliger Weise hatte sich die schöne Droso mit ihrer Angelruthe auf einer unsichern Stelle zu weit hinaus gewagt; der Fuß glitschte ihr aus, sie verlor das Gleichgewicht, und fiel ins Wasser. Eurybates, der es zuerst gewahr wurde, und, wie die meisten Athener, ein guter Schwimmer ist, springt ihr augenblicklich nach, er faßt sie beym ersten Auftauchen mit beyden Armen, und bringt sie glücklich ans Land. Der Schrecken des Falls und die Schamröthe, in nassem Gewande von dem tapfern Eurybates auf das dickbegraste Ufer gelegt

worden zu seyn, war, nebst den Scherzen, welche das arme Mädchen von ihren Gespielen beym Uinkleiden auszuhalten hatte, das Schlimmste, was dieser Zufall nach sich zog. Das Beste davon ward ihrem edeln Retter zu Theil; denn seit diesem Augenblick machte sich die holde Droso zur Beherrscherin seines Herzens, und von Lysandra war so wenig mehr die Rede, als ob sie nie in der Welt gewesen sey. Kleombrot ist in dieser Nacht verschwunden. Der Tag unserer Abreise nach Milet rückt heran. Ich begleite Lais, Kleonidas begleitet mich. Eurybates hat glücklicher Weise Geschäfte zu Milet. Dafs Musarion und die drey Grazien von der Partie sind, versteht sich.

Mache mir die Freude, lieber Hippias, recht bald Nachricht von dir und dem schönen Syrakus zu erhalten, und von euerm Tyrannen, den ich ohne Bedenken zum Selbstherrscher aller euerer Demokratien und Oligarchien krönen würde, wenn König Jupiter, dessen Statthalter (nach Homer) die bezepterten Herren auf Erden sind, mir seine Machtvollkommenheit nur auf eine halbe Stunde überlassen wollte.

Hippias an Aristipp.

Man ist es an den Athenern zu sehr gewohnt, daß sie ihren größten und verdientesten Männern am übelsten mitspielen, als daß die gerichtliche Mordung des alten Sokrates sonderliches Aufsehen in Griechenland gemacht haben sollte. Hätte sich Anaxagoras und noch vor kurzem Diagoras der Melier, der ein ebenso wackerer Mann und ein noch besserer Kopf als der Sohn des Sofroniskus war, nicht bey Zeiten aus dem Staube gemacht, so würde dieser die Ehre nicht erhalten haben, der erste zu seyn, den sie (sagt man) aus der Welt schafften weil er zu weise für sie war.

Unter uns, Aristipp, ich glaube man sagt den Athenern und der Weisheit mehr Böses nach als sie verdienen. Der gute Sokrates hätte mit aller seiner Weisheit,

die am Ende den Athenern weder warm noch kalt gab, ihrentwegen noch lange leben können, wenn er durch seine Ironie, und den Faunischen Muthwillen, alle Leute die sich mit ihm einließen zu necken und in die Enge zu treiben, und durch das ewige Einmischen in fremde Angelegenheiten und alles besser wissen als andere, sich nicht schon seit langer Zeit verhaßt, und durch seinen anscheinenden Müßiggang und seine armseelige Lebensart noch oben drein verächtlich gemacht hätte. Nach Salons Gesetzen soll jeder Bürger der dritten Klasse entweder irgend eine nützliche und ehrliche Profession treiben, oder der Republik unmittelbare Dienste thun. Sokrates that, ihrer Meinung nach, weder dieses noch jenes: denn daß er tagtäglich an allen öffentlichen Orten zu sehen und zu hören war, und von einer Bude und Werkstatt zur andern ging, um die Leute mit seinen Fragen und Subtilitäten (wie sie es nannten) zu beunruhigen, wurde ihm natürlicher Weise von dem gemeinen Mann, und selbst von den meisten aus den höhern Klassen, für keine Beschäftigung und zu keinem Ver-

dienst angerechnet, wie gut er selbst es auch damit meinen mochte.

Wenn wir niemand Unrecht thun wollen, Aristipp, müssen wir billig seyn. Um die Schuld der Athener in diesem fatalen Handel richtig abwägen zu können, müßten wir untersucht haben, ob sie in ihrer Lage und vermöge ihrer gewohnten Vorstellungsart anders von ihm denken konnten; und wer dieß untersuchen wollte, müßte sich völlig an ihren Platz stellen können.

Hier in Syrakus hört man die verschiedensten Urtheile über diese Tragödie, die, so lange sie die Neuigkeit des Tages war, auch das Einzige war wovon überall gesprochen wurde. Die meisten hatten viel an dem Benehmen des Helden auszusetzen, besonders wurde der spottende und trotzendes Ton womit er sich gegen seine Richter vertheidigte oder vielmehr nicht vertheidigen wollte, faßt allgemein getadelt. Doch fanden sich auch einige, denen dieser Ton der einzige schien, der sich für ihn schickte, wiewohl er leicht voraussehen konnte, was er ihm kosten werde. Aber in Einem Punkt stimmt ganz Syrakus überein, darin nehm-

lich; daß er unrecht gethan habe, den Beystand zur Flucht, den ihm sein Freund Kriton anbot und beynahe aufdrang, so eigensinnig auszuschlagen. Wenn er auch (sagt man) auf sich selbst und seine Freunde und Weib und Kinder keine Rücksicht nehmen wollte, so war es Pflicht eines guten Bürgers, den Athenern die Nachreue über ein ungerechtes Urtheil und den Tadel aller übrigen Griechen zu ersparen. Vornehmlich wurde der Grund seiner Weigerung ganz unhaltbar gefunden. „Ich bin, sagte er, den Gesetzen der Republik Gehorsam schuldig; meine gesetzmäßigen Richter haben mich nach dem Gesetz zum Tode verurtheilt; also bin ich schuldig das Urtheil an mir vollziehen zu lassen.“ — Gleichwohl (wenden die anders Denkenden ein) war er selbst überzeugt, daß er unschuldig verurtheilt worden sey. Hatte dieß seine Richtigkeit, so war er nicht nach dem Gesetz verurtheilt; denn das Gesetz verdammt keinen Unschuldigen. — „Aber, sagte Sokrates, ich bin nicht zum Richter über meine Richter gesetzt; ich kann mich also ihrem Urtheil deswegen, weil es ungerecht ist, nicht entziehen; denn da-

durch, würde ich mich eigenmächtig zu ihrem Richter setzen." — Ich habe diesen Einwurf in seinem Nahmen öfters geltend gemacht, und es ist mir von niemand eine Antwort geworden, die ihn wirklich entkräftet hätte; auch gestehe ich, daß ich ihn, in der bürgerlichen Ordnung der Dinge, für unwiderleglich halte. Woher kam es also, daß jedermann, wenn er nicht weiter konnte, sich auf sein innerstes Gefühl berief, welches sich diesem Argument unabtreiblich entgegen stemme? Wie kann die Vernunft mit unserm innern Gefühl dessen was recht ist in Widerspruch stehen? — Höre, wie ich mir dieses Problem auflöse, und sage mir deine Meinung davon. Das Gefühl, worauf sich meine Aristokratiker beriefen, ist nichts anders als eine dunkle Vorstellung des Widerspruchs, der zwischen dem nothwendigen Gesetz der Natur und den verabredeten Gesetzen der bürgerlichen Gesellschaft vorwaltet. Die Natur hat uns die Selbsterhaltung zur ersten aller Pflichten gemacht. Alle andern stehen unter dieser, und müssen ihr im Fall eines Zusammenstoßes weichen; denn um irgend eine Pflicht erfüllen zu

können, muß ich da seyn. Da also dieses Naturgesetz allen bürgerlichen vorgeht, so konnte Sokrates den Satz, daß er sich keines Richteramtes über seine Richter anmassen dürfe, nicht gegen die Pflicht der Selbsterhaltung geltend machen. Du wirst mir vielleicht einwenden: „wenn dieser Schluss gelte, so sey auch ein rechtmässig Verurtheilter befugt, sich der verdienten Strafe zu entziehen, wenn er könne“ — und ich habe keine andere Antwort hierauf als — Ja!

Auch Dionysius scheint, Trotz seinem Tyrannenthum, der Meinung zu seyn, daß Sokrates sich hätte retten sollen, da er es mit Sicherheit konnte. Als neulich in seiner Gegenwart von dieser Geschichte gesprochen wurde, sagte er: Ich bedaure den alten Mann; er sollte willkommen gewesen seyn, wenn er sich zu mir hätte flüchten wollen; weder seine Philosophie noch sein Dämonion sollte ihm die mindeste Anfechtung in Sicilien zugezogen haben. — Doch genug von einer Sache, die nun nicht mehr zu ändern ist.

Wenn euch Kleombrotus lieb ist, so verliert ihn ja nicht aus den Augen. Einem Schwärmer von dieser Stärke oder

Schwäche (wie mans nehmen will) ist nicht über die Gasse zu trauen. Sein vertrauter Umgang mit dem jungen Plato hat ihm unwiederbringlichen Schaden gethan. Es ist mit schwachen Köpfen, die sich an solche meteorische Menschen hängen, wie mit Leuten von mittelmäßigem Vermögen, die in vertrauter Gesellschaft mit reichen Prassern leben und es ihnen gleich thun wollen; sie gehen bey Zeiten zu Grunde, wiewohl sie keinen größern Aufwand machen als den diese sehr wohl aushalten können. Plato ist ein weit größerer Schwärmer als Kleombrot; aber er ist ihm auch eben so sehr an Geisteskraft überlegen. Plato wird von seiner Schwärmerey, wie ein guter Reiter von seinem Pferd, immer Meister bleiben, oder doch nur selten und ohne Schaden abgeworfen werden; mit dem armen Faethon Kleombrot gehen die Sonnenpferde durch, und ich besorge es wird kein gutes Ende mit ihm nehmen. Ich habe nicht gern mit solchen Menschen zu schaffen; diels war die Ursache, warum ich mich deinem Gedanken, ihn mit uns nach Syrakus zu nehmen, so ernstlich widersetzte.

Kleonidas könnte mir auch bloß als dein Freund nicht gleichgültig seyn; um so mehr danke ich dir für seine Bekanntschaft, da ich mir viel Vergnügen von ihr verspreche. Der Zufall, daß seine aus der bloßen Fantasie gemahlte Hebe der jungen Musarion so ähnlich sah, ist in der That (vorausgesetzt die Ähnlichkeit sey wirklich so groß als du sagst) ein artiger -- Zufall, und weiter nichts. Denkst du dir etwas bey den Worten . . . sympathetische Ahnung? Ich kann mir nichts dabey denken. Ich weiß von keiner andern Sympathie, als von Übereinstimmung der Gemüther aus Ähnlichkeit der Gefühle und Neigungen. Was hat aber diese mit Ahnungen zu thun? Wie käme der Mensch zu Ahnungen? Welches unsrer Organe sollte das Vehikel derselben seyn? Wenn ich Ahnungen zugeben müßte, so sehe ich nicht, warum ich nicht aus gleichem Grunde alles Wunderbare und Unglaubliche für möglich halten müßte, was unsre Mythologen aus Ägyptischen, Arabischen und Syrischen Sagen und Volksmärchen in unsre Götter- und Heldengeschichte übergetragen haben. Alle diese Fantasmen gehören ins

Gebiet der Dichter, und können unter ihren Händen zur Unterhaltung des großen Haufens, und, mit Geist und Geschmack behandelt, sogar zum Vergnügen der Verständigen dienen; aber in die Reihe der Ursachen, woraus die wirklichen Dinge erklärbar sind, sollen sie sich nicht stellen.

Dionysius, nach welchem du dich erkundigst, ist noch immer mit der gewaltigen Zurüstungen beschäftigt, deren Anfang du gesehen hast. Syrakus sieht wie ein einziger ungeheurer Werkplatz aus, wo sich alle wiederaufgestandene Kureten, Cyklopen, Chalyben und Telchingen der Vorwelt das Wort gegeben hätten, mit allen Künstlern und Werkmeistern der jetzigen Zeit zusammen zu kommen, um alles Metall im Schoß der Erde und alles Holz auf ihren Berg Rücken zu einer Unternehmung, wie die Welt noch keine gesehen hat, zu verarbeiten. Man muß gestehen, daß Dionysius alle mögliche Mafsregeln nimmt um seiner Sache gewifs zu seyn, und daß die Kunst, große Dinge mit kleinen Mitteln zu thun, keinen Reitz für seinen Ehrgeitz zu haben scheint. Es ist nun kein

Geheimniß mehr, daß alle diese Kriegszurüstungen den Karthagern gelten, und die Feindseligkeiten sind im Begriff auszubrechen.

Je näher ich die Syrakusaner kennen lerne, je mehr überzeuge ich mich, daß die Ahtener (mit Erlaubniß der schönen Lais zu sagen) ein gutartiges, lenksames und verständiges Volk in Vergleichung mit ihnen sind. Es ist leicht vorher zu sehen, daß die Harmonie, die seit einiger Zeit zwischen ihnen und dem Dionysius zu bestehen scheint, von keiner langen Dauer seyn wird. Die Eupatriden von Syrakus können und werden sich nie mit ihm aussöhnen, und lauern Tag und Nacht, mit einer Unruhe und Ungeduld die er nur zu sehr gewahr wird, auf Gelegenheit, ihn entweder, wenn es mit Vortheil geschehen kann, offenbar anzugreifen, oder in eine der Schlingen zu locken, die sie ihm überall zu legen beflissen sind. Ich möchte wohl wissen, wie es möglich wäre, daß ihn dieß nicht mißtrauisch, argwöhnisch, feindselig und streng gegen Leute machen sollte, von deren versteckten Dolchen er allenthalben umringt ist. Man hört die bittersten Kla-

gen, daß keine zwey oder drey Bürger aus den höhern Klassen mit einander sprechen können, ohne sich von Aufpassern und Angebern belauscht zu sehen: als ob dieß eine andere Ursache hätte, als weil Dionysius sicher darauf rechnen kann, daß nicht leicht zwey oder drey Personen dieser Art beysammenstehen, ohne eine Verschwörung gegen ihn zu verabreden. Sie zwingen ihn zu tyrannischen Maßregeln, und schreyen dann über seine Gewaltthätigkeit und Grausamkeit. Wäre er nicht immer von etlichen Freunden, die einerley Interesse mit ihm verbindet, und von einer ausländischen Leibwache, auf die er sich gänzlich verlassen kann, umgeben, so möchte er der weiseste und beste aller Fürsten seyn, er wäre seines Lebens keinen Augenblick sicher. Wahrlich es gehört ein Mann wie er dazu, ein Mann, dessen Karakter ein so sonderbares Gemisch von Feuer und Kälte, von strenger Vernunft und launenhaftem Witz, von Geschmeidigkeit und Unbiegsamkeit, Humanität und Grausamkeit ist, um sich unter solchen Umständen nur acht Tage auf dem Throne zu erhalten. Was das Volk im engern Sinn des Wor-

tes betrifft, dieß hängt zwar, dem Ansehen nach, ziemlich stark an ihm; aber es giebt nichts Veränderlicher in der ganzen Natur als die Sinnesart des Syrakusäners; und Dionysius weiß recht gut, daß er sich auf seine Popularität bey den untern Klassen eben so wenig verlassen kann, als er auf die Dankbarkeit eines Aristokraten zählen darf, dessen Zuneigung er durch die ausgezeichnetsten Gunstbezeugungen zu gewinnen gesucht hat. Die arbeitsamen Klassen hängen jetzt an ihm, weil er ihnen viel zu verdienen giebt, und weil die großen Zurüstungen, woran sie für ihn arbeiten, große, wiewohl dunkle und unbestimmte Erwartungen in ihnen erregen, auf deren Ausgang sie gespannt sind; aber ich stehe ihm nicht dafür, daß sie sich nicht, wenn der Krieg ausgebrochen seyn wird, bey dem ersten widrigen Zufall von irgend einem stürmischen Demagogen durch eine einzige mit emphatischen Frasen und gigantischen Figuren ausgestopfte Rede plötzlich umwenden, und dahin bringen lassen, die Waffen, an welchen sie jetzt arbeiten, anstatt gegen Karthago, gegen Dionysius zu gebrauchen. Auch versieht

er sich keines bessern zu ihnen, wiewohl er ihnen äußerlich das unbefangenste Vertrauen zeigt.

In Ermanglung anderer Vorwürfe — und in der That sehe ich nicht, was an seiner Regierung mit Grund auszusetzen wäre — bemühen sich seine Feinde, ihn dem Volk als einen Menschen ohne Religion und ohne Sitten verhafst zu machen. Es giebt zwar schwerlich ein unmoralischeres, verderbteres, leichtfertigers und ruchloseres Volk auf diesem Erdenrund als die Syrakusaner; alle Laster, wegen deren ehemals Sybaris, Krotona und Tarent berüchtigt waren, gehen unter ihnen ziemlich öffentlich im Schwang; Athen und Korinth haben dermahlen nichts vor ihnen in diesem Punkte voraus: aber dafür sind sie eifrige Götzendiener, und halten scharf über gewisse gesetzliche Formen. Weder das eine noch das andere ist bey Dionysius der Fall; er denkt sehr frey, und erlaubt sich zu handeln wie er denkt. Bekanntermassen nahm er sich, als die Syrakusaner in ihrem ersten Aufstand gegen ihn seine erste Gemahlin ermordet hatten, auf Einen Tag zwey andere (eine aus Lokri und die

andere aus Syrakus) die mit ihm und unter sich selbst in dem besten Einverständnisse leben. Ich will die Freyheit, die er sich dadurch gegen die in Griechenland eingeführte Sitte herausnahm, keineswegs und am allerwenigsten aus politischen Gründen rechtfertigen; aber die Natur entsetzt sich doch nicht vor einer solchen That! Wenn die Bigamie gegen die Griechische Sitte ist, so ist hingegen die Vielweiberey in den Morgenländern allgemein; und am Ende, wenn er mit seinen zwey Frauen und sie mit ihm zufrieden sind (wie das wirklich der Fall ist) wem kann es nicht gleichgültig seyn, ob er nur eine Gemahlin und ein halb Dutzend Keksweiber, oder zwey Gemahlinnen und kein Keksweib hat? Aber du solltest hören, was diese tugendhafte Syrakusaner, die, ohne alles Bedenken, ehebrecherischer Weise so viele Frauen haben als sie bestreiten können, für ein Aufhebens über diese Unthat des Tyrannen mahen, und was ihre ehemahligen Volksredner, aus dieser Veranlassung, der Tyrannie, für Lobreden halten! Doch das alles ist nichts gegen eine andere Abscheulichkeit, die

das tyrannische Ungeheuer begangen hat. Höre an und erstaune, daß die menschliche Natur eines solchen Greuels fähig ist! Du errinnerst dich vermuthlich noch der grossen Bildsäule des Äskulaps mit dem langen dicklockicken massivgoldenen Barte, die in seinem Tempel zu Syrakus steht. Stelle dir vor, daß der Unmensch — der jetzt freylich zu seinen grossen Ausgaben viel Geld nöthig hat — sich gottesvergessener Weise erfrechte, dem marmornen Äskulap seinen goldnen Bart — abscheren zu lassen, und den Frevel noch gar durch einen Scherz (der freylich in einer Aristofanischen Komödie den Athenern grossen Spass gemacht hätte) rechtfertigen zu wollen. Es sey gegen alle Zucht und Ordnung, sagte er lachend, daß der Sohn einen so grossen Bart führe, da sein Vater Apollo gar keinen habe. Mit einem ähnlichen Vorwand liess er Jupitern neulich seinen, ich weis nicht wie viele Talente schweren goldnen Mantel abnehmen. Was soll, sprach er, Jupitern ein goldner Mantel? Im Sommer ist er zu schwer, und im Winter zu kalt; Jupiter giebt mir seinen unbequemen Talar, den ich besser brauchen kann, und

ich gebe ihm dafür einen hübschen wollenen, der für Sommer und Winter taugt; so ist beyden geholfen. Du kannst dir kaum vorstellen, Aristipp, welchen Schaden Dionysius sich durch diesen witzigen Tempelraub bey den gottseligen Syrakusanern gethan hat, und was er sich nun alles nachsagen lassen muß, weil man einen Menschen, der so gottlose Dinge sagen und thun konnte, aller möglichen Abscheulichkeiten fähig hält.

Dionysius lacht dazu, und geht seinen Weg. Als ich ihm einsmahls meine Verwunderung darüber zeigte, wie er noch Lust haben könne ein Volk zu beherrschen, das nicht werth sey einen guten König zu haben, antwortete er mir: „Ich weiß nicht ob es irgendwo in der Welt ein Volk giebt, das einen guten König werth ist. Jedermann treibt was er am besten zu verstehen glaubt, und das erste, worauf er zu sehen hat, ist kein Pfuscher in seiner Kunst zu seyn. Hätte ich vor zwölf Jahren gewußt was ich jetzt weiß, so möchte ich vielleicht in der Dunkelheit geblieben seyn. Jetzt habe ich keine Wahl mehr, und da ich nun einmahl den König spielen muß,

so hätte ich Unrecht wenn ich ihn nicht gern spielte, und mir eine Art von Spafs aus dem närrischen Wettkampf machte, worin ich mit den Syrakusiern befangen bin. Denn wirklich ringen wir aus allen Kräften miteinander, ich, ob ich sie durch eine vernünftige Regierung zwingen könne gerecht gegen mich zu werden; sie, ob sie mich durch Undankbarkeit und unartiges Betragen dahin bringen können, ihre Vorwürfe und Verläumdungen zu verdienen. Aber es soll ihnen nicht gelingen. Ich werde sie immer regieren wie sie es nöthig haben, mit dem Hirtenstabe, wenn sie fromme Schafe sind, mit der Peitsche, wenn sie die Affen mit mir spielen wollen. Werden Syrakusiern an meinem Platz Gutes thun will, muß es ihnen aufdringen, und auf ihren Undank rechnen. Ich mache mir nichts aus ihrem Haß, wenig aus ihrer Liebe, bin gegen alles Böse, was sie mir thun können, auf meiner Hut, und gedenke bey dieser Methode ruhig auf meinem Bette zu sterben, ungeachtet sie gegen mich komplottieren werden, so lang' ich lebe."

Da alle Anscheinungen vermuthen las-

sen, daß Sicilien der Schauplatz eines langwierigen Krieges werden dürfte, weil Karthago gewiß alle ihre Kräfte zusammennehmen wird, sich, in einer für sie so wichtigen Insel zu erhalten, so ist es Zeit, daß ich zur Ausführung meines Vorhabens, mein übriges Leben in einer der lebhaftesten Städte des Griechischen Asiens zuzubringen, Anstalt mache. Es würde schon eher geschehen seyn, wenn ich mich nicht hätte bewegen lassen, einigen jungen Leuten aus den ersten Häusern dieser Stadt in der Kunst zu reden Unterricht zu geben, und ihren Übungen eine Zeit lang vorzustehen. Du wirst dich vielleicht wundern, daß ich mich, in dem Verhältniß, worin ich mit dem argwöhnischen Dionysius stehe, zu einem so verdächtigen Geschäft habe entschließen können. Er scheint aber wenig von den Rednern, die ich bilden werde, zu besorgen. „Das hätte ich dir nicht zugeutraut, Freund Hippias, sagte er dieser Tage lachend zu mir, daß du meine Feinde eine so gefährliche Art von Waffen gegen mich gebrauchen lehren würdest.“ — Sie sollen sie für dich gebrauchen, König Dionysius, nicht gegen dich. —

Darauf möcht' ich mich nicht verlassen, erwiederte er, aber so lange Zungen keine Dolche sind, hat es nichts zu sagen. Ich bin selbst ein Liebhaber deiner Kunst, und du wirst mir erlauben euern Übungen zuweilen beyzuwohnen." —

Wirklich kam er zwey oder dreymahl unversehens dazu, und setzte neulich, wie zum Scherz, einen Preis für die beste Lobseide auf den berüchtigten Tyrannen Busiris. Ich habe starke Vermuthungen, sagte er lächelnd, daß dieser Busiris, dem die Mythologen einen so bösen Namen gemacht haben, ein ganz guter Schlag von Eürsten gewesen ist," — Meine jungen Eupatriden strengten sich nun in die Wette an, wer den Busiris am spitzfündigsten rechtfertigen und lobpreisen könne, und der Preis wurde vom Dionysius selbst dem, der es — am schlechtesten gemacht hatte, zuerkannt. — Das schwör' ich dir zu, Aristipp, wenn ich Syrakus verlasse, wird der Tyrann der Einzige seyn, von dem ich mich ungern trenne.

Du siehst daß wir in der guten Meinung von Dionysius nahe zusammentreffen; und daß ich kein Bedenken tragen

würde ihn, wenn es auf meine Stimme ankäme, zum Beherrscher des ganzen Siciliens zu machen. Wenn du ihn aber zum Autokrator aller Demokratien und Oligarchien in Griechenland zu erheben gedenkst, so möcht' ich dich wohl bitten, nur einen einzigen Freystaat von hinlänglicher Grösse, um sich in der Unabhängigkeit erhalten zu können, übrig zu lassen; wär' es auch nur, damit wir und unsersgleichen nicht nöthig hätten unter den Garamanten oder Massageten Schutz zu suchen, wenn es unserm irdischen Jupiter etwa einfiel, den Tyrannen etwas derber mit uns zu spielen als unsrer persönlichen Freyheit zuträglich seyn möchte. Ich stehe dir nicht dafür, daß nicht auch einem Dionysius so etwas — tyrannisches begegnen könnte.

9.

An Hippias.

Die Urtheile der Syrakusaner über die heroische Art, wie Sokrates die letzte Probe, worauf seine Tugend gesetzt wur-

de, bestanden hat, sind des Karakters den du ihnen giebst, vollkommen würdig, edler Hippias. Es ist wirklich lustig, wenn solche Sybariten einen Mann wie Sokrates seine Pflichten lehren wollen. — „Es war seine Pflicht (sagen diese virtuosen) Pflicht gegen Weib, Kinder und Freunde, sich selbst zu erhalten, und vornehmlich Pflicht gegen sein Vaterland, den Athenern die Nachreue über ein ungerechtes Urtheil zu ersparen. Denn, da er unschuldig war, so konnte ihn das Gesetz nicht verdammen; seine Verurtheilung war also eine schreiende Ungerechtigkeit.“ — Aber woher wußten denn die Richter daß er unschuldig war? Die Klage schien bewiesen zu seyn, und er weigerte sich den Gegenbeweis zu führen. Die Richter mußten, den Gesetzen zu Folge, nicht nach dem, was sie glaubten oder nicht glaubten, sondern nach dem, was vor Gericht bewiesen und verhandelt worden war, sprechen. Sokrates hatte also Recht zu sagen; er sey durch die Gesetze von Athen gerichtet worden, und müsse sich, als ein guter Bürger, dem Urtheil unterwerfen. — „Aber, sagen jene, er war sich doch sei-

ner Unschuld bewußt." — Unstreitig; die Frage ist nur: berechtigte ihn dieses Selbstbewußtseyn, daß Urtheil seiner Richter zu kassieren, oder (was auf das nehmliche hinausläuft) sich demselben durch die Flucht zu entziehen? Konnt' er das, ohne sich zum Richter über seine Richter aufzuwerfen? Welcher Staat in der Welt möchte bestehen können, wenn die Bürger berechtigt wären, die Urtheile ihrer Obrigkeit zu kontrollieren, und wenn jeder Ausspruch, den das Gesetz aus dem Munde seiner Wortführer über sie und ihre Handlungen, Ansprüche, oder Streitigkeiten unter einander, gethan hätte, einer eigenmächtigen Revision der interessierten Parteyen unterworfen wäre? Der Bürger eines Staats begiebt sich eben dadurch, daß er sich den Gesetzen desselben und der gesetzmäßig angeordneten Obrigkeit unterwirft, alles Rechts, sich gegen ihre Entscheidungen aufzulehnen, oder die Vollziehung derselben zu verhindern. — „Aber (wendet man ein) warum empört sich gegen diesen unläugbaren Ausspruch der Vernunft ein gebieterisches Gefühl in uns, welches wir nicht zum Schweigen

bringen können?" — Mich dünkt, Hippias, du hast hierauf die wahre Antwort gefunden. Dießs Gefühl hängt an einer andern Ordnung der Dinge; es ist weder mehr noch weniger als der mächtige Erhaltungstrieb, den die Natur in alle lebende Wesen gelegt hat, Nur darin kann ich dir nicht beystimmen, wenn du diesen Trieb zum höchsten Naturgesetz und den Gehorsam gegen dieses Gesetz zu einer Pflicht machst, welcher alle andern weichen müssen; denn, nach meinem Begriff, vernichtest du dadurch sogar die bloße Möglichkeit dessen was ich mit Sokrates Tugend nenne. Ich werde zur Selbsterhaltung von der Natur aufgefordert, und bin berechtigt, meiner Erhaltung alle andern Pflichten, im Fall des Zusammenstoßes, nachzusetzen; aber ich bin nicht dazu verbunden. Ich bin ein freyes Wesen; will ich mich meines Rechtes begeben und mich selbst für andere aufopfern, so ist keine Macht in der ganzen Natur berechtigt mich daran zu hindern. Beruht nicht die wesentlichste Pflicht des Bürgers, sein Leben für die Vertheidigung seines Vaterlandes zu wagen und hinzugeben, lediglich auf

diesem Rechte? Überhaupt kenne ich keine Tugend, die nicht in freywilliger Aufopferung besteht, und von der Grösse des Opfers ihren höhern oder niedern Werth erhält. Tugend ist, nach meinem Begriff, moralisches Heldenthum; niemand ist verbunden ein Held zu seyn. Ich verdenke es daher einem Schuldigen nicht, wenn er seyn nach dem Gesetz verwirktes Leben durch die Flucht rettet; aber ich ehre und bewundere den Schuldlosverurtheilten, der lieber sich selbst aufopfern, als seinen Mitbürgern ein Beyspiel des Ungehorsams gegen die Gesetze geben will. Eine so edelmüthige Gesinnung mag (wenn man will) an jedem andern als etwas Verdienstliches angesehen werden: an Sokrates war sie nicht mehr, als was alle, die ihn kannten, von ihm zu erwarten befugt waren. Hatte er nicht bey jeder Gelegenheit zu erkennen gegeben, daß er die Rechte des Menschen den Pflichten des Bürgers unterordne? Hatte er nicht das Hauptgeschäft seines Lebens daraus gemacht, seiner Republik gute Bürger zu erziehen, und sich selbst als ein Vorbild aller Bürgertugenden darzustellen?

War es nicht eine auszeichnende Eigenschaft seiner Sittenlehre, daß er sogar die guten Angewöhnungen, zu welchen uns die Pflicht gegen uns selbst auffordert, vorzüglich deßwegen zu empfehlen pflegte, weil sie uns geschickter machten, unsre Bürgerpflichten zu erfüllen? Wie wäre es einem solchen Manne angestanden, ein solches Leben, bloß um diesen Dauer zu Fristen, so nah am Ziele noch durch eine Handlung zu entehren, wodurch er seine eigenen Grundsätze so gräblich verlaugnet haben würde? Die standhafte Weigerung, seine Bande von Kriton zerreißen zu lassen, setzte seinem ganzen Leben die Krone auf: da hingegen, wenn er dem Triebe der Selbsterhaltung und den Bitten seines Freundes nachgab, diese einzige Schwachheit seine eigene Überzeugung von der Wahrheit seiner Lehre verdächtig gemacht, und die gute Wirkung seines bisherigen Beyspiels entkräftet, ja bey vielen gänzlich vernichtet, ihn selbst aber auf ewig in den großen Haufen der alltäglichen Menschen herabgestoßen hätte, die keinen höhern Beweggrund kennen als ihren persönlichen Vortheil, und im-

mer bereit sind, diesem das Beste des ganzen Menschengeschlechts aufzuopfern.

Übrigens wollen wir nicht vergessen, daß Sokrates auch von seinem Dämonion (wie er dem Kriton gesagt haben soll) von der Flucht aus dem Gefängniß abgehalten wurde, und also voraus versichert war, daß die Sache übel ablaufen würde. Ich denke, wir werden den Helden überhaupt kein Unrecht thun, wenn wir voraussetzen, daß sie alle, so viel ihrer je gewesen sind, immer mehr oder minder ein wenig geschwärmt haben. Sokrates glaubte in ganzem Ernst an eine göttliche Stimme, die sich von Zeit zu Zeit in seinem Innern hören lasse; und für einen so einfachen schlichten Mann wäre dieß Einzige schon mehr als hinreichend gewesen, ihm soviel Stärke zu geben, als er nöthig hatte, in einem Alter von mehr als siebenzig Jahren dem Tode mit Muth entgegen zu gehen. Und soviel von Sokrates ehrwürdigen Andenkens.

Daß unsre Freundin Lais in Milet Aufsehen macht, brauche ich dir kaum zu sagen; das versteht sich von selbst, wiewohl wenig Städte in der Welt seyn

mögen, die sich schönerer Weiber rühmen können, als diese prächtigste, reichste und wollüstigste Handelsstadt von Ionien. Da sie sich öfters und allenthalben wo für sie selbst etwas merkwürdiges zu sehen ist, wenigstens durch das dünne Silbergewölbe eines Koischen Schleiers, sehen läßt, und hier ungefähr auf den nehmlichen Fuß lebt wie zu Korinth, so fehlt es ihr unter den Ersten und Reichsten dieser üppigen Metropolis nicht an Anbetern, die sich in die Wette bestreben, einen günstigen Blick der Göttin auf sich und ihre angebotenen Opfergaben zu ziehen. Aber noch bleibt sie ihrem ersten Plan getreu, schreckt zwar niemand ab, muntert aber auch niemand auf, nimmt nur kleine unbedeutende Geschenke an, und macht einen Aufwand, als ob die Quelle, woraus sie schöpft, nie versiegen könne. Dieß alles erhöht die Achtung nicht wenig, die man schon der bloßen Schönheit, selbst in einem unscheinbaren Aufzuge zu erweisen geneigt ist; sogar die Hetären betrachten sie mit einer Art von Ehrfurcht, und würden sich geschmeichelt finden, wenn sie eine so vollkommne Person an

der Spitze ihres Ordens erblickten. Man fragt einander, wer sie sey, und es gehen zwanzig verschiedene Märchen, immer eines wunderbarer als das andere, über ihren wahren Nahmen und Stand, und ihre geheime Geschichte herum. Ich würde, wenn ich ihr Vertrauen auch weniger besäße, leicht errathen, wohin dieß alles zielt; und ich bin gänzlich der Meinung, daß es der einzige Weg ist, ihren Wohlstand auf eine Art, die ihrer nicht ganz unwürdig ist, sicher zu stellen. Das nähere hierüber zu seiner Zeit.

Mein Kleonidas gefällt allgemein, und strahlt von Freude und Wonne, da er hier, mit lauter schönen Gegenständen umgeben, sich in seinem wahren Elemente fühlt, und, wie er sagt, erst jetzt recht zu leben anfängt. Er findet in Milet alles beysammen, was den feurigsten Liebhaber der Künste die das Leben verschönern befriedigen kann: die herrlichsten Werke der edeln und zierlichen Ionischen Baukunst, eine zahllose Menge Bildsäulen von den besten Meistern, und reiche Gemäldesammlungen aus allen Schulen, vornehmlich von den berühmtesten Malern unserer Zeit, Polygnot,

Zeuxis, Parrhasius, Timanthes, Pausias, Euxenidas, Appollodor, und andern. Er bringt einen grossen Theil seiner Zeit damit zu, alle diese Kunstwerke zu studieren, und, indem er einem jeden das worin er vorzüglich ist, abzulernen sucht, zu einer eigenthümlichen Manier zu gelangen, die ihn von allen unterscheide, und ihm von niemand so leicht nachgemacht werden könne. Wie es ihm gelingen werde, wird die Zeit lehren. Noch ist er wenig mit sich selbst zufrieden, und schilt uns Idioten, wenn wir etwas schön finden, das er gemacht, oder vielmehr angefangen hat; denn noch kann er nicht von sich erhalten, etwas fertig zu machen. Vornehmlich preiset er sich glücklich, daß er durch die Bekanntschaft mit *Lais* von seinen vermeinten *Ideen*, oder *Fantasmen* (wie er sie nennt) zur Natur selbst zurückgeführt worden sey. Wenn ich, sagte er, es einmal dahin gebracht haben werde, irgend einen bestimmten Zug ihrer Augenbraunen richtig zu zeichnen, und nur eines ihrer Ohrläppchen so zu mahlen wie ich es sehe, will ich mich für keinen kleinen Künstler halten.

Kleombrot ist in seinem Ambracien angelangt, und ich gebe die Hoffnung noch nicht auf, daß ihn die vaterländische Luft vielleicht allmählich wieder zu recht bringen könnte. Wenigstens halte ich es für ein gutes Zeichen, daß er die Trennung von der Gesellschaft, die er verlassen hat, zu fühlen, und, ohne es sich selbst zu gestehen, ganz heimlich sich zu uns zurückzuwünschen scheint. Sollte diese Disposition zunehmen und bis zur Sehnsucht steigen, so ist beschlossen, ihn zu uns einzuladen; und ich zweifle kaum, daß die zärtliche Musarion sich keine große Gewalt anthun müßte, ihm den ersten Platz in ihrem Herzen wieder einzuräumen, wenn er mit einem aufgeheiterten Gesicht zu ihr zurück kehrte.

Ich bin im Begriff, eine Reise durch alle Städte von Ionien, und Karien zu wachen, und gedenke mich zu Efesus, lange genug zu verweilen, um dich da zu erwarten. Was wolltest du länger in dem unruhigen Syrakus? Wie schön auch Himmel und Erde in Sicilien sind, mit dem warmen Glanze dieses Himmels der mich umfließt, mit der üppigen Pracht

dieser Erde, mit der herzerweiternden Milde der wollüstigen Blumenluft, die ich hier athme, kurz mit dem Leben in diesem Götterlande, ist nichts anders zu vergleichen.

10.

Kleombrotus an Aristipp.

Lafs ab von mir, guter Aristipp! Alle deine Mühe, mir das Bild des gewalt- sam sterbenden Sokrates und das Gefühl meiner Undankbarkeit gegen ihn erträglich zu machen, ist vergeblich. Niemahls, niemahls werd' ich mir verzeihen können, daß ich die heiligste der Pflichten einer fantastischen Leidenschaft und selbst- süchtigen Weichlichkeit aufzuopfern fähig war! Und daß ich es nicht könne, — daß die Zeit, die alle andern Seelen- schmerzen heilt, nur für die meinigen keinen Balsam habe, dafür hat Plato gesorgt.

Dieser Tage wird mir ein Buch von Athen zugeschickt, Fädon betitelt, wo- rin Plato diesen Eleaten seinem Freun-

de Echekrates erzählen läßt, wie Sokrates am Tage seines Todes sich noch mit den Seinigen unterhalten und überhaupt bis zum letzten Augenblick sich benommen habe. Dem Buche war ein kleines Stück Papier beygefügt, worauf nichts als das einzige furchtbare Wort Lies! mit grossen Buchstaben geschrieben stand. — Unmöglich könnt' ich dir beschreiben, wie mir beym ersten Anblick dieser Rollen zu Muthe war. Es währte eine gute Weile, bis ich nur die Buchstaben zu unterscheiden vermochte; mehr als einmahl ergriff ich das Buch mit zitternder Hand, und mußt' es immer wieder bey Seite legen. Aber, wie ich endlich die Augen wieder gebrauchen konnte, und bis zu der Stelle gekommen war, wo Fädon alle Athener, die sich an diesem traurig feyerlichen Tage um ihren dem Tode geweihten Freund und Vater versammelt hatten, aufzählt, und Echekrates fragt: Waren auch Auswärtige dabey? und Fädon den Simmias, Cebes und Fädonides von Theben, und den Euklides und Terpsion von Megara nennt, und dann auf die Frage: Wie? waren denn Aristipp und Kle-

om brot nicht auch da? die Antwort giebt: nein, es hieß sie wären zu Ägina — fiel mir das Buch aus der Hand, mir ward finster vor den Augen und ich sank zu Boden.

Von diesem Augenblick an sind mir die schrecklichen Worte, „es hieß sie waren in Ägina“, nicht aus den Gedanken gekommen; sie erklingen immer in meinen Ohren, und stehen allenthalben mit kolossischen Buchstaben geschrieben, wo ich hin sehe. Aber von diesem Augenblick an stand es auch fest und unerschütterlich in meiner Seele, was mir noch allein übrig sey. — Beneidenswürdiger Aristipp! Dir that das verläumderische Gerücht Unrecht; Dich hatte die Pflicht nach Cyrene abgerufen! Aber ich Unglückseliger, ich war zu Ägina! — In wenigen Stunden konnt' ich zu Athen seyn — wufste alles was vorgefallen war — hatte vierzig Tage um zur Besinnung zu kommen, und ließ mich, bald durch falsche Scham, bald durch die unmännliche Furcht, ich würde den Anblick des geliebten Sterbenden nicht ertragen können, bald durch die thörichte Hoffnung, daß seine Freunde Mittel finden würden

ihn zu befreyen, zurück halten, die schönste, dringendste, heiligste der Pflichten zu erfüllen! — Nein, Aristipp! muthe mir nicht zu, daß ich mit dieser Furienschlange im Busen, mit diesem in meinem Innern wühlenden Bewußtseyn, länger leben soll! Daß ich leben soll, um in jedem Auge, das mich anblickt, die Worte zu lesen: Er war in Ägina! — O Sokrates! wenn noch ein Mittel ist deinen zürnenden Schatten zu versöhnen, so ist es dieß allein! Wenn noch ein Mittel ist, meine Seele von diesem schwarzen Flecken zu reinigen, so ist es dieß allein! Und wär' es (wie du sagtest) allen andern Menschen unrecht, eigenmächtig aus dem Leben zu gehen, ich bin ausgenommen! Mir ist es Pflicht, dich im Hades, im Elysium, im unsichtbaren Reiche der Geister, überall wo du auch seyn magst, aufzusuchen, und so lange zu deinen Füßen zu liegen, bis du mir vergeben hast! — Wähne nicht ich schwärme, Aristipp! Meine Sinnen sind in diesem Augenblick reiner, meine Seele freyer als jemahls — die Stunde ist da — Ich höre den dumpfen Ruf der Unterirdischen — Was säum' ich länger? Lebe wohl, Aristipp! —

Lais! — Musarion! — Lebet wohl! Vergest mich! ich bin nicht würdig in euern Herzen fort zu leben. ²⁾

A n L a i s.

Der arme Kleombrot — gute Laiska! — doch, du hast eine starke Seele, meine Freundin, ich schone dich nicht. Hier ist sein Abschiedsbrief, und hier das Buch, das ihm den letzten Stofs gegeben hat — den Stofs, der ihn von einem Felsen des Ambracischen Ufers in die Wellen stürzte: Der arme Jüngling! Er war eines bessern Schicksals werth, und verdiente diesen kaltblütigen hämischen Dolchstoß von der Hand eines ehmahli- gen Freundes nicht! — Ich gestehe dir Lais, ich bin aufgebracht über diesen stolzen Abkömmling Poseidons. ³⁾ „Es hiefs sie wären in Ägina.“ — Und wo war denn er? — Plato war krank, sagt' er. — Sonderbar

genug! Er mußte also sehr krank, schlechterdings unvermögend seyn, sich von seinem Lager zu erheben, oder er hätte kommen sollen, und wenn er sich auch, gegen das Verbot seines Arztes, in einer Sänfte nach dem Kerker hätte tragen lassen müssen. Oder war er etwa nur krank, um desto mehr Freyheit zu haben, den sterbenden Weisen sagen zu lassen was ihm beliebte? Wirklich kann man sich eines solchen Argwohnes kaum erwehren, wenn man sieht, wie er den ehrlichen Sokrates noch in seinen letzten Stunden seine Freunde in den verschlungensten Irrgängen der subtilsten Dialektik herumtreiben läßt, und welche Mühe der gute alte Mann sich geben muß, die simpelsten Dinge in unauflösliche Knoten zusammen zu drehen, bloß damit der scharfsinnige Sohn des Ariston sich den Spas machen könne, sie entweder wieder aus einander zu wickeln oder zu zerschneiden, und seine Stärke in der eristischen Vexierkunst vor den Athenern, den großen Liebhabern von Hahnen- und Sofistenkämpfen, auszulegen. — Ich merke, liebe Laiska, daß ich zu verstimmt bin, um dich, wenn ich so fort-

führe, nicht sehr übel zu unterhalten:
also lebe wohl, du Einzige, und vergifs
der Abwesenden nicht.

12.

Lais an Aristipp.

Nein, unglücklicher, aber guter und bey
aller deiner Schwäche edelmüthiger Kle-
ombrot, du sollst nicht vergessen wer-
den! Und wenn noch etwas von dir übrig
ist, dem es wohl thut wenn deine Freun-
de sich deiner oft mit Liebe und Weh-
muth erinnern, so nimm diesen Trost mit
dir hinüber in das bessere Leben, das
dich dein Sokrates hoffen liefs!

Wer hätte sich diesen Ausgang einbil-
den können, lieber Aristipp? — Und
doch dringt sich mir zuweilen der Gedan-
ke auf, wir hätten es sollen. Aber
wer selbst wenig Anlage zu irgend einer
Art von Schwärmerey hat, kann sich nie
lebendig genug in einen solchen Kopf
hineindenken, und läßt sich nicht träu-
men, was für Unheil er in einem mit lau-

ter Zunder und Brennstoff angefüllten Gemüth anrichten kann.

Meine größte Sorge ist jetzt, die zarte Musarion stufenweise zu der fatalen Nachricht vorzubereiten. Erst wenn sie sich nach und nach an den Gedanken, daß er nicht mehr ist, gewöhnt hat, darf sie die Art seines Todes erfahren. Ich traue dir zu, du werdest gern hören, daß Kleonidas mir einen guten Theil dessen, was ich durch deine Neigung zum Landstreichen entbehre, zu ersetzen sucht; und dafür wirst du so artig seyn, auch ihm und mir zuzutrauen, daß er nicht unglücklich in dieser Bemühung seyn könne. Begeistert von dem Antheil, den wir alle an dem Schicksal deines unglücklichen Freundes nehmen, und von Platons Schilderung der Todesstunde des Sokrates, hat er mir die Ideen zu zwey grossen Gemälden mitgetheilt, womit er beyden ein Denkmahl zu stiften gesonnen ist. Zum ersten hat er bereits eine leichtgefärbte Zeichnung entworfen, die mir seinen Gedanken glücklich zu symbolisieren scheint. Die Scene ist ein weit in die See hervorragender kahler Felsen, an einem wilden klippenvollen Strande, den reitzen-

den Ufern einer entfernten, aus dem warmen rosigen Duft eines stillen Sommerabends, wie unter einem durchsichtigen Schleier, hervorscheinenden Landschaft gegen über, Kleombrot, von der Reue in Gestalt einer Erinnys mit Schlangengeißeln verfolgt, stürzt sich von der Spitze des Felsens herab; aber ein freundlicher Genius, mit mächtigen Flügeln über der schäumenden Brandung schwebend, ist bereit, den Fallenden in seine gegen ihn ausgebreitete Arme aufzufassen, um ihn an das entgegen liegende Ufer der Insel der Seligen zu tragen, wo Sokrates, zwischen Pythagoras und Solon, von verschiedenen andern Weisen und Heroen der Vorzeit umgeben, aus einem lieblichen Hayn ihm entgegen zu kommen scheint. Unter das Bild soll mit goldnen Buchstaben geschrieben werden: er war in Ägina und ist nun bey Sokrates.

Um den Tod des Sokrates so wahr als nur immer möglich darzustellen, wird er nächstens eine Reise nach Theben, Athen und Megara unternehmen, und sich mit den vorzüglichsten Freunden des Weisen, mit Kriton, Kri-

tobul, Apollodor, Äschines, Antisthenes, Cebes und Euklides bekannt machen, um Zeichnungen nach dem Leben von ihnen zu nehmen, damit er sie in dem großen Gemälde desto richtiger bezeichnen, gruppieren und in Handlung setzen könne. Um den lieben Plato auch hier nicht leer ausgehen zu lassen, soll einer aus der Gruppe, die am entferntesten von der Hauptperson ist, seinen Nachbar mit dem Ausdruck der Verwunderung fragen: wo bleibt Plato? und der andere wird mit Achselzucken antworten: es heisst er sey unpäßlich. 4) Du siehest, Aristipp, wem Kleonidas durch dieses Parergon einen kleinen Liebesdienst zu erweisen hofft? — Der Einfall verdiente wenigstens einen Kufs, hör' ich dich sagen. Auch bekam er ihn, in deinem Nahmen, auf der Stelle. Aber — wie es zugeht weiß ich selbst nicht recht — es mußten wohl ein paar Nektartropfen zu viel darein gekommen seyn; denn — wir wurden beyde ein wenig davon berauscht. — Laß dir sagen, Freund Aristipp, — es ist ein gefährlicher Mensch, dein Kleoni-

das; du hättest ihn wohl können zu Hause lassen!

Mein Unstern, fügte es, als ich zu Athen war, daß Plato die ganze Zeit über abwesend seyn mußte; denn nun sehe ich erst, wie schmeichelhaft mir seine Eroberung gewesen wäre. Sein Buch hat mir eine große Meinung von der Feinheit seines Geistes und von seinem Dichtergenie gegeben. Wahr ist's, man mußte den Sokrates gar nicht gekannt haben, wenn man nicht sehen sollte, daß Plato sich große Freyheiten mit ihm herausnimmt; und ich wollte selbst meinen besten Halsschmuck dran setzen, er habe bey aller seiner Redseligkeit nicht den dritten Theil von allem dem gesagt, was ihn der junge Schwätzer grübeln und subillisieren läßt. Indessen ist doch nicht weniger wahr, daß er die Eigenheiten seines Meisters mit vieler Gewandtheit nachzuahmen weiß; und wiewohl er sie überhaupt (was den Nachahmern gewöhnlich zu begegnen pflegt) merklich übertreibt, so ist doch an vielen Stellen das Originale und Auszeichnende im Ton und in der Manier des Alten gar nicht zu verkennen. Aber was mir von diesem Schrift-

steller, und dem, was er uns seyn könnte wenn er wollte, den größten Begriff giebt, ist die Darstellung der letzten Stunde seines Helden, von dem Augenblick an, wo er sagt: es werde nun Zeit für ihn seyn, ins Bad zu gehen. Mich dünkt wir haben nichts so schönes in unsrer Sprache als diese Erzählung, die so ganz schlicht und anspruchlos aussieht, und in der doch, wenn ich nicht sehr irre, so viel wahre epische und psychagogische Kunst ist. Ich habe dieses Stück schon zum dritten Mahl gelesen, und jedes Mahl mit dem reinen Vergnügen und der völligen Befriedigung, die nur das hohe Schöne der Seele gewähren kann.

So viel Rühmens von dem Werk eines Menschen den du nicht liebst, und das freywillige Geständniß — einer Untreue, in einem und ebendemselben Briefe, ist deiner Philosophie beynahe zu viel auf einmal zugemuthet, lieber Aristipp. Das möchte es wirklich seyn, wenn du nicht wärest was du bist; so einzig in deiner Art, wie deine Freundin Lais in der ihrigen. Was sollte sie dir nicht vertrauen dürfen?

An Lais.

Ja wohl, schöne Lais, darfst du mir alles vertrauen! Du, der die Grazien einen Freybrief gegeben haben, nichts zu sagen noch zu thun was Aristipp nicht gut fände. Zudem ist Kleonidas mein anderes Ich; was du ihm thust, ist mir gethan; und wär' es nicht unter deiner Würde, die edeln Dienste meines Freundes nicht auf eine edle Art zu belohnen?

Wird er seine Reise bald antreten? Mich verlangt sehr, seinen Tod des Sokrates vollendet zu sehen. Sobald ich höre daß er es ist, ergreife ich diesen Vorwand, um eine Lebende wieder zu sehen, die mir Amor selbst, wenn er ein Mahler wäre, nicht zu Danke mahlen könnte, und — fliege nach Milet zurück.

Hippias meldet mir, daß er vor dem Ende dieses Monats zu Athen eintreffen

werde, um von da nach Samos abzugehen, wo er seinen künftigen Wohnsitz aufzuschlagen beschlossen hat. Denke nur, der unbeständige Mensch hat die schöne Timandra einem seiner Freunde in Syrakus abgetreten! Ich weiß, schreibt er mir, nichts an ihr auszusetzen, als daß sie zu gut für mich ist. Wahrscheinlich hat er irgend einen geheimen Beweggrund, warum er frank und frey zu Samos anlangen will. — Ich habe ihm eine Abschrift des Fädon zugeschickt, und ihn, in deinem Nahmen ersucht, uns über den spekulativen Theil desselben seine Meinung zu sagen.

Inzwischen unterschreibe ich, ohne daß es mir die mindeste Gefälligkeit kostet, alles, was du Rühmliches von diesem sonderbaren prosaischen Gedichte gesagt hast. Denn eine Art von Gedicht ist es am Ende doch, und zum Dichter wäre Plato geboren gewesen, wenn ihn nicht sein böser Genius neben seinem natürlichen Hang zum Fabulieren und Allegorisieren, noch mit einem unwiderstehlichen Trieb sich selbst und andre in dialektische Spinnweben zu verfangen gestraft hätte. Da ihm die schlichte populäre Fi-

losophie des Sokrates kein Genüge that, vertiefte er sich schon früh in den Grübeleyen der Eleatischen und Pythagorischen Schule, die sich damit abgeben, das Innerste der Natur und den ersten Grund der Dinge, das Unendliche, den Ursprung der Welt, das Wesen der Materie und des Geistes, kurz, alles ergründen zu wollen, was nicht zu ergründen ist. Unbefriedigt schwärmte er nun von einem Systeme zum andern, baute bald auf diese, bald auf jene Hypothese, rifs dann, wenn er wieder einige Zeit um Sokrates gewesen war, wieder ein was er gebauet hatte, und würde vermuthlich zuletzt unter lauter Ruinen gelebt und nie etwas Haltbares zu Stande gebracht haben, wenn ihn die Muse, die ihm als sein guter Dämon zugegeben ist, nicht immer antriebe, aus den Bruchstücken, die in seiner Fantasie über und durch einander liegen, bald diesen, bald jenen luftigen und schimmernden Zauberpalast zusammenzusetzen. Jetzt ist er noch so voll von diesen Materialien, daß ihm die Wahl weh zu thun scheint, und er uns lieber Alles auf einmahl geben möchte. In der That hat er in seinem Fädon so vielerley für

Person, Ort und Zeit Schickliches und Unschickliches zusammengedrängt, daß ich in diesem einzigen Dialog die Embryonen von zwanzig andern sehe, die er vermuthlich nach und nach auszubrüten gedenkt. Doch daß möchte er immerhin, und viel Glücks dazu! Denn warum sollte er nicht Bücher schreiben, da er das Talent, seinen Gedanken jede beliebige Gestalt zu geben, und eine Fülle Attischer Redseligkeit in seiner Gewalt hat, und sobald er nur will, den Verstand, die Einbildungskraft und das Gemüth seiner Leser zugleich in Bewegung zu setzen und zu unterhalten weiß? — Aber wenn er fortfahren wollte, dem guten Sokrates die Hauptrolle in seinen philosophischen Dramen aufzudringen, und gerade dem Manne, der die Philosophie vom Himmel oder vielmehr aus dem windigen Reiche der „regenbeladenen Jungfrauen“ des Aristofanes, wieder auf die Erde herabhohlte und in das häusliche und bürgerliche Leben der Menschen einführte, kurz sich ausschliesslich mit einer Lebensweisheit beschäftigte, die für jedermann verständlich und brauchbar war, wenn Plato fortfahren wollte, seine

Liebhaberey, abgezogene Begriffe bis zu einem unbrauchbaren Grad von Feinheit auszuspinnen, und die Leute mit Zweifelsknoten, die er selbst nicht aufzulösen weiß, zu beunruhigen, gerade diesem Manne vor die Thür zu legen; dieß, ich bekenn' es, würd' ich ihm nicht wohl verzeihen können. Freylich muß es jedem erlaubt seyn, das Wahre, zu welehem so vielerley Wege führen, auf demjenigen zu suchen, den er für den nächsten oder anmuthigsten hält; nur stelle jeder sich selbst vor, und nehme sich nicht heraus, das Gesicht eines andern zu einer Larve vor sein eigenes zu machen.

Dals Plato sich nicht zugleich mit dir in Athen befand, meine Freundin, hat deinen sieggewohnten Reitzen vielleicht eine kleine Demüthigung erspart, wenigstens hättest du dich in einen Hylas oder Hiacinth verkleiden müssen, um seine Aufmerksamkeit zu erregen. — Doch ich will ihm keinen Vorwurf aus den Versen machen, worin er (damahls selbst noch wenig mehr als ein Knabe) seine Leidenschaft für die schönen Knaben Aster, Alexis, Agathon, u. a. (vielleicht nur um die Mode mit zu ma-

chen) eine sehr feurige Sprache reden liefs; denn es ist allerdings zu glauben, dafs Sokrates, zu welchem er sich seit seinem zwanzigsten Jahre ziemlich fleifsig hielt, ihm diese kleine attische Unart abgewöhnt haben werde. 5)

Ich gedachte mich nicht länger zu Efesus zu verweilen, als nöthig war, eine alte Gastfreundschaft zwischen meiner Familie und einem hiesigen angesehenen Hause zu erneuern, und den weltberühmten Tempel der Efesischen Göttin zu besuchen. Zufälliger Weise erfahre ich von dem alten Mahler Evenor, dafs sein ehemaliger Schüler Parrhasius (ein geborner Efesier) täglich erwartet werde. Der alte Mann legte einen besondern Nachdruck auf das Wort Lehrling, und schien sich nicht wenig darauf zu Gute zu thun, dafs er einen Schüler habe bilden können, der seinen Meister weit hinter sich zurückgelassen. Parrhasius langte den folgenden Tag an, und seine Bekanntschaft hat so viel anziehendes für mich, dafs ich schon eine ganze Dekade länger hier bin, als Anfangs meine Absicht war. Vielleicht wirst du das Vergnügen haben, ihn in Milet zu sehen. Ich wünsche es

um Kleonidas willen, der, wofern wir dem stolzen Parrhasius verbergen daß er sein Nebenbuhler in der Kunst ist, vielleicht Gelegenheit fände, ihm das eine oder andere von seinen Geheimnissen, die Färbung zu behandeln, abzuhaschen. Denn es ist unglaublich, was der Mann mit seinen vier Farben für Wunder thut.

Du bist mir, aller Wahrscheinlichkeit nach, grofse Entschädigung schuldig, meine schöne Freundin, und ich will dich vorher gewarnt haben, nicht zu sehr zu erschrecken, wenn ich in irgend einer schönen mond hellen Nacht, da du mich am wenigsten erwartet hättest, auf einmal wie aus dem Monde gefallen, vor dir stehe, und mir — einen Abdruck des Kusses ausbitte, womit du den schönen Kleonidas unter die Götter versetzt hast. Denn dieß ist nach dem Ton seines letzten Briefes zu schliessen, der Fall mit ihm, wiewohl er so bescheiden ist, mir aus der Ursache seiner Apotheose ein Geheimniß zu machen.

An Kleonidas.

Ein glücklicher Zufall hat mich zu Efe-
sus mit dem grössten Mahler unsrer Zeit
in Bekanntschaft gesetzt. Du erräthst so-
gleich daß ich den Parrhasius meine, von
welchem die zwey kleinen Stücke in dem
Landhause unsrer Freundin zu Ägina dich
so sehr bezauberten, und von dessen De-
mos du mich mit einer Bewunderung,
die an mir etwas ungewöhnliches ist,
sprechen hörtest. In der That giebt es
dermahlen noch schwerlich etwas voll-
deteres in eurer Kunst, und ich wollte du
entschlössest dich, bevor du an die Aus-
führung der beiden Denkmähler gehst, zu
einer Reise nach Mytilene, bloß dieses
Gemähldes wegen, an welchem ein Auge
wie das deinige so viel zu sehen und zu
studieren finden würde.

Parrhasius ist ein feiner stattlicher Mann, der, neben andern mit seiner Kunst in Bezug stehenden Kenntnissen, sich vorzüglich auf die Menschenkunde mit Ernst gelegt zu haben scheint. Von dem Künstlerstolz, den man ihm Schuld giebt, mag er wohl nicht ganz frey seyn; und warum sollte er auch nicht fühlen dürfen was er ist, und wie nahe die Mahlerkunst, die vor ihm noch in der Wiege lag, der Hora ihrer schönsten Blüthe durch ihn gebracht worden? Er spricht gern von dem, was er in dieser Rücksicht geleistet habe, und dá ihn diess nothwendig auf den Zustand führt, worin er seine Kunst gefunden, so ist natürlich, daß er an den Werken der alten Meister, ohne darum ungerecht gegen sie zu seyn, mehr zu tadeln als zu loben hat. Ob er aber eben so gerecht gegen seine jetzt blühenden Nebenbuhler, einen Zeuxis, Timanthes, Pausias, u. a. sey, ließe sich fast bezweifeln; wenigstens hält er zurück, wenn die Rede von ihnen ist, und giebt, wenn dieses oder jenes von ihren Werken gerühmt wird, seine Bestimmung gewöhnlich nur mit den Achseln oder Augenbraunen. Man sagte mir, es

sey eine von seinen Eigenheiten, daß er beym Arbeiten, weder einen andern Mahler, noch jemand, der im Ruf eines Kenners der Kunst stehe, zusehen lasse. Gegen bloße Liebhaber hingegen ist er desto gefälliger, und ich habe unter diesem Titel das Vergnügen gehabt, ihn an einem großen Gemälde arbeiten zu sehen, das die Entscheidung des Streits um die Waffen Achills zwischen Ajax und Ulysses vorstellt, und in kurzem zu Samos um den Preis mitwerben soll. Nur wenn er die letzte Hand an ein Werk legt, schließt er sich vor jedermann ein; vermuthlich weil er ein Geheimniß besitzt, um seinen Gemälden den schönen Ton und das Lebenathmende und Beseelte zu geben, das so sehr daran bewundert wird. Ich sprach ihm von seinem Demos, wie einem bloßen Liebhaber zukommt, mit Entzücken, und erhielt dadurch das Recht, ihm in gebührender Einfalt und Demuth die Frage vorzulegen: ob es wirklich seine Meinung gewesen sey, den Charakter des Athenischen Volks in diesem Stücke darzustellen? Er antwortete mir lachend; vermuthlich ist es dir von dem Besitzer unter dieser Benennung gezeigt worden?

Da ich es bejahte, fuhr er fort: „ich will dir offenherzig sagen was an der Sache ist. Es war wirklich mein erster Gedanke das es ein allegorisches Gemählde werden sollte; aber die Schwierigkeit war, wie ich es anstellen wollte, die Widersprüche im Karakter des Athenischen Volkes zu personificieren, das gescheidte Leute ohne Wahrsagergeist errathen könnten was ich wolle. In zwey Stücken, deren jedes nur eine Seite dieses Karakters gezeigt hätte, möchte dieß allenfalls angegangen seyn, wiewohl die Sache noch immer große Schwierigkeiten hatte; aber auf Einer Tafel fand ich es platterdings unmöglich. Nach langem Hin und Hersinnen, fiel mir ein, anstatt meine Absicht durch allegorische Personen erreichen zu wollen, würde ich besser zum Ziel kommen, wenn ich eine wieder auseinandergehende Volksversammlung schilderte, und zwar so, das man aus den verschiedenen Gruppen errathen könnte, was unmittelbar vorher verhandelt und beschlossen worden, und was dieser und jener für eine Rolle dabey gespielt habe. Ich gestehe, das ich diesen Gedanken für eine Eingebung meines guten Genius

hielt, und ihn daher mit mehr als gewöhnlicher Begeisterung ausführte. Ich hatte nun Gelegenheit, alle die verschiedenen Züge, woraus der Karakter der Athener zusammengesetzt ist, auf die natürlichste Art in Handlung und Kontrast zu setzen. Mein Stück, wiewohl es im Grunde nichts mehr ist als was der Augenschein ausweist, wurde dennoch für den nachdenkenden Beschauer, der den Geist eines Gemäldes zu erhaschen weifs, wirklich das, wozu ich es Anfangs machen wollte, eine Charakteristik der Athener, und da der Name Demos Athenäon beydes gleich schicklich bezeichnen konnte, so verkaufte ich es dem Liebhaber zu Mitylene unter diesem Titel, mit welchem es mich hoffentlich eine Weile überleben wird." — Gewifs so lange, sagte ich, als die Erde mit einer allgemeinen Verbrennung oder Ersäufung verschont bleibt, wofern die Besitzer nur Sorge tragen, es vor dem nachtheiligen Einflufs der Luft und der Sonne zu bewahren. — Meine Farben halten bis auf einen gewissen Grad beides aus, versetzte Parrhasius. — Du mußt deren wirklich ganz eigene und andere unbekannte haben, sagte ich, da

du solche Wunder damit thun kannst. — Gleichwohl siehst du nur vier auf meiner Palette, war seine Antwort; — und nun hatte ich keine Lust, weiter zu fragen. Parrhasius zeigte mir unter verschiedenen zum Verkauf fertigen Stücken zwey zusammen gehörende, die ich, ihres sonderbaren Effekts wegen, für unsre Freundin gekauft habe. Beide Tafeln stellen ebendenselben schwerbewaffneten Kriegermann vor; auf der einen ist er in vollem Lauf begriffen, auf der andern legt er seine Rüstung ab, um auszuruhen; in beiden herrscht ein so hoher Grad von Wahrheit und Leben, daß man ihn auf jener schwitzen zu sehen, und auf dieser keuchen zu hören glaubt. ⁶⁾ Er war so zufrieden mit mir, als ich diese, eben nicht schwer zu machende, Bemerkung machte, daß er mich noch eine ziemliche Anzahl kleiner, auf elfenbeinerne Täfelchen gemahlter Stücke sehen ließe, die an täuschender Lebendigkeit und Grazie der Ausführung, so wie an Leichtfertigkeit des Inhalts ⁷⁾ alles weit übertreffen, was ich je in dieser Art gesehen habe. Laß dir genug seyn, Kleonidas, daß eine in Götterwonne hinsterbende **L e d a** das züchtigste

Stück von der ganzen Sammlung war. Da er mich etwas verlegen sah, — (du weißt, ich liebe die Entweihungen der heiligen Mysterien Amors und Afrodites nicht) — sagte er mir ganz unbefangen: diese Scherze meines Pinsels sind eigentlich nur für mich selbst gemacht, und dienen mir zur Erholung nach ernsthaften Arbeiten. Ich würde keines davon um irgend einen Preis verkaufen; nur diese Leda ist derjenigen bestimmt (wofern sich eine solche finden sollte) die schöner ist als sie, und statt des göttlichen Schwans — mit mir vorlieb nehmen will. Du siehst, Freund Kleonidas, daß Parrhasius nicht nur ein großer Mahler, sondern auch ein großer Schalk ist, und die schwache Seite der Leden kennt. Wenn es nur auf die erste seiner Bedingungen ankäme, so wäre die seinige schon verspielt. Ich möchte wohl wissen was Lais zu diesem tollen Einfall sagt?

Parrhasius ist reich, und lebt auf einen ziemlich Asiatischen Fuß. Ich sah verschiedene schöne Sklaven und Sklavinnen in seinem Hause, und eine der letztern schien mir seiner Leda sehr ähnlich zu se-

hen, Und so viel von deinem berühmten Kunstverwandten.

Ich brauche dir nicht zu sagen, wie ungeduldig ich nach der Ausführung deiner zwey herrlichen I d e e n bin. Für die kleine Rache, die du für mich an dem spitznasigten Plato genommen hast, hat dir Lais, wie ich höre, schon in ihrem und meinem Nahmen gedankt. Strenger wird ihn hoffentlich sein eigenes Gefühl bestrafen, wenn er hören wird, daß er mit drey hämischen Worten einen Jüngling, der wahrlich der Sokratischen Bildung Ehre gemacht haben würde, zur Verzweiflung getrieben hat.

15.

Lais an Aristipp.

Läugne nur nicht, Aristipp, daß du eifersüchtiger bist, als du mir und vielleicht dir selbst gern gestehen möchtest. Wenn es so ist, so hast du Unrecht, mein

Freud. Ein Kuß ist am Ende doch nichts mehr als ein Kuß, und wenn in einer kleinen Berausung auch ein halbes Dutzend daraus geworden wären, so sollte, dünkt' ich, um eines so guten Einfalls willen wie der, wofür Kleonidas sie bekam, eine solche Kleinigkeit einem Freunde wohl zu gönnen seyn. Oder könntest du auch nur im Traume den Argwohn hegen, ich sey leichtsinnig genug, meine Musarion um einen Liebhaber wie Kleonidas bringen zu wollen? Ich werde dir, mit deiner Erlaubniß, keine weitere Erläuterung über diese Sache geben, genug wenn ich dir sage, daß zwischen ihnen beiden eine Art von Freundschaft (wie sie es nennen) erklärt ist, die ich, ohne mich deutlich heraus zu lassen, auf alle Weise begünstige, und, wenn sie noch einige kleine Proben ausgehalten hat, zu beiderseitiger Zufriedenheit in einen ehelichen Liebesknoten zusammen zu stricken gesonnen bin. Musarion ist eines Mannes wie Kleonidas werth, und Kleonidas könnte in allen drey Welttheilen schwerlich ein Mädchen finden, das in jeder Beziehung, es sey als Freundin und Lebensgefährtin,

oder als Mutter seiner Kinder, oder als Gespielin seiner fröhlichen Stunden, oder als Modell für seine Lieblingskunst, sich besser für ihn schickte, als meine Musarion, die zu einer seltenen Schönheit und Anmuth, und einem Gemüth, das die Keime aller weiblichen Tugenden in sich trägt, gerade so viel Verstand und Witz zum Antheil bekommen hat, als ein Weib im Kreise des häuslichen Lebens nöthig haben kann. Ich glaube, mich der Pflicht, die mir ihr edler Vater auferlegt hat, nicht besser als durch eine solche Verbindung entledigen zu können, und ich freue mich voraus, daß mein Plan deinen Beyfall haben wird.

Eurybates ist seit kurzem nach Athen zurückgekehrt und wir werden die Lücke, die ein so angenehmer Gesellschafter in unserm Zirkel läßt, nicht so leicht ersetzt bekommen. Er hat mir mit einem schönen Medischen Eunuchen, der ein trefflicher Sänger und Citherspieler ist, ein Geschenk gemacht. Was konnt' ich da weniger thun, als ihm die Charis Drosos zum Gegengeschenk aufzudringen? — Oder zweifelst du etwa, daß ich großmüthig genug zu einem sol-

chen Opfer war? — Gleichwohl that ichs nicht. Ich begnügte mich, ihr die Freyheit zu schenken, und überliefs es ihr selbst, mit ihrer Person nach eignem Belieben zu schalten. Eurybates verliert nichts dabey. Sie begleitet ihn nach dem schönen Athen, und wenn sie die Sokratischen Lehren, die ich ihr mitgegeben habe, befolgen will, so wird sie wahrscheinlich Ursache haben, mit ihrem Loose zufrieden zu seyn. — Ich pfusche der Ehestifterin Here ziemlich stark ins Handwerk, wie du siehst; es ist eine wahre Liebhaberey bey mir, und muß wohl an einer Person, die so ungeneigt ist sich selbst binden zu lassen, seltsam genug scheinen. Erkläre dirs wie du kannst; ich mag mir den Kopf nicht zerbrechen, die Ursache davon zu ergründen.

Du schreibst mir, du habest den Hippias in meinem Nahmen ersucht, uns seine Gedanken über die letzten Reden des Sokrates im Fädon mitzutheilen. Wozu das? Was kümmert michs, wie Hippias über diese Dinge denkt? Wenn ich Jemand's Gedanken darüber wissen möchte, so sind es die deinigen; wenigstens so lange ich keinen andern kenne, mit dem

ich, in allem was Interesse für mich hat,
lieber sympathisieren möchte als mit dir.

Kleonidas an Aristipp.

Fast besorge ich, Freund Aristipp, irgend eine gefällige Efeserin habe das Bild unsrer edeln Freundin in deinem K o p f ein wenig abgebleicht. Du möchtest wissen, schreibst du mir, was sie zu dem Preise, den Parrhasius auf seine L e d a setzt, sagen würde? — Das will ich dir nicht verhalten, mein Lieber. „Parrhasius, sagte sie, mag nur in Zeiten, wofern es nicht schon geschehen ist, für eine hübsche Anzahl Kopien sorgen; denn an L e d e n, die seinen Preis nicht zu hoch finden werden, kann es es ihm so leicht nicht fehlen; und er wird wahrscheinlich, wenn ihm die Lust ankommt den Schwan zu spielen, jede lebende schöner finden als seine gemahlte.“ — Dieß ist

alles was sie sagte, und ich dachte das hättest du errathen können.

Ich bin im Begriff nach Theben und Athen abzugehen, und hoffe meine Leute in wenig Tagen beysammen zu haben. Denn ich brauche nichts als Umrisse und hier und da einen charakteristischen Strich; das übrige soll sich wohl in meinem Gedächtniß erhalten. Meinen Rückweg werde ich über Samos nehmen, wo bey einer öffentlichen Gemähldeausstellung Parrhasius und Timanthes mit einigen andern um den Preis streiten werden, den eine Gesellschaft von Kunstliebhabern auf die beste mahlerische Darstellung des Streits um die Waffen Achills im Lager der Griechen von Troja ausgesetzt hat. Doch, daß hast du ja schon vom Parrhasius gehört. Die Reise nach Mitylene hat mir ein glücklicher Zufall erspart. Der Besitzer des berühmten Demos Athenäoon ist vor einiger Zeit gestorben; seine gesammelten Kunstwerke werden von seinen Erben verkauft, und jenes kostbare Stück hat Hegesander, ein Günstling des Plutus zu Milet, um fünfhundert Dariken an sich gebracht. Ohne Zweifel wird es, um die Zeit da

du nach Milet zurück kommst, in seiner Galerie zu sehen seyn. Parrhasius hat viel geleistet; aber die Kunst ist unendlich. Keiner kann Alles, keiner erreicht das Ziel, und selbst in dem, worin Einer alle seine Vorgänger übertroffen hat, kann und wird er von irgend einem Nachfolger übertroffen werden. Zeuxis wird wegen der Richtigkeit seiner Umrisse und des Täuschenden seiner Färbung bewundert: Parrhasius glaubt, es ihm in beydem vorzuthun, und hat vielleicht Recht; aber daß er die höchste Stufe in beydem schon erstiegen habe, glaube ich wenigstens nicht, wenn ich auch nicht sagen könnte, worin, geschweige wie er übertroffen werden könne. Die Fortschritte, welche die Mahlekunst in den letzten dreysig Jahren gemacht hat, sind zum Erstaunen; laß uns noch dreysig oder vierzig Jahre leben, und wir werden vielleicht aus den Schulen derer, die jetzt den Vorsitz haben, eines Parrhasius, Timanthes, Zeuxis, Pausias, Künstler hervorgehen sehen, die diese eben so weit hinter sich zurücklassen, als sie ihren Lehrmeistern vorgesprungen sind. ⁸⁾ Da ich des Timanthes erwähnt habe, darf ich

nicht vergessen, daß er sich diesen ganzen Monat über zu Milet aufgehalten hat, um das Gemählde zu vollenden, womit er zu Samos um den Preis streiten will. Ich habe mich, wie du denken kannst, um seine Freundschaft beworben; Lais begegnet ihm mit ausgezeichnete Achtung, und er fehlt nie bey den Symposien, die sie den vorzüglichsten Männern, Einheimischen und Fremden, welche sich hier aufhalten, häufig zu geben pflegt. Zur Erkenntlichkeit hat er sie mit einem kleinen Gemählde beschenkt, worauf Hebe der Götterkönigin eine Schale mit Nektar reicht, und in dieser die schöne Lais, in jener die liebliche Musarion unverkennbar ist, wiewohl ihm keine von beiden gesessen hat. Ehe ich dieses Stück sah, hatte ich keinen Begriff davon, daß man gemahlten Augen so viel Geist, gemahlten Lippen und Wangen eine so herzugewinnende Beredsamkeit geben, und aus dem Ganzen einer nachgeahmten Gestalt einen so täuschenden Widerschein des unsichtbaren Innern hervorleuchten lassen könne. Ich müßte mich sehr irren, oder hier ist mehr als Parrhasius. — Timanthes würde sich auch ohne sein Ta-

lent, in jeder guten Gesellschaft als ein vorzüglicher Mensch ausnehmen; so wie unter seinen Kunstverwandten wenige seyn mögen, die mit so viel Ursache zum Stolz eine so edle Art von Bescheidenheit besitzen wie er

Aus unsrer Vaterstadt, lieber Aristipp, habe ich kürzlich so gute Nachrichten erhalten, daß die immer näher rückende Aussicht an meine Zurückkunft mich erfreuen würde, müßt' ich mich nicht von so manchen lebenswürdigen Personen trennen, die ich in Griechenland zurücklassen werde, mit der Gewißheit sie nirgends wieder zu finden, als vielleicht da, wo der arme Kleombrot zu frühzeitig hingegangen ist.

17.

Hippias an Aristipp.

Kaum kann ich glauben, daß die schöne und — allzuweise Lais im Ernst zu

wissen verlange, was ich von dem Fä-
don des jungen Platon halte. Wenn sie
ihn (was ich doch voraussetzen muß) ge-
lesen hat, so kann sie sich selbst am be-
sten sagen, ob sie durch die vorgeblichen
Beweise der Unvergänglichkeit und Un-
sterblichkeit der Seele, die er seinem Mei-
ster in den Mund legt, überzeugt ist oder
nicht. Ich für meine Person erinnere
mich nicht, in meinem ganzen Leben
etwas frostigeres und weniger befriedigen-
des über diesen Gegenstand gehört oder
gelesen zu haben. Wahrlich es steht
schlecht mit der Hoffnung derer, die sich
ewig zu leben wünschen, und weil das
Recept zu Medeens Kräuterbad ver-
loren gegangen ist, und die Quelle der
Jugend erst noch entdeckt werden soll,
kein andres Mittel, ihres Wunsches theil-
haft zu werden, sehen, als nach dem
Tode in einer unsichtbaren Welt
ein neues Leben zu beginnen, — es steht
(sage ich) schlecht um ihre Hoffnung,
wenn sie auf keinem festern Grunde ruht,
als auf der Behauptung: „es müsse auf
den Tod ein neues Leben folgen, weil
das Erwachen aus dem Schlaf
entstehe, und beides eine nothwendi-

ge Folge davon sey, daß jedes Ding, dem Etwas entgegengesetzt ist, aus diesem Entgegengesetzten entspringe." Was wird die Nachwelt (wofern dieses Platonische Machwerk seinen Schöpfer überleben sollte) von Sokrates und von denen, die ihn für einen Weisen hielten, denken müssen, wenn sie liest, daß er ein paar Stunden vor seinem Tode seine besten Freunde, lauter gesetzte und zum Theil schon bejahrte Leute, mit so läppischen Fragstücken, wie man sie etwa an ein Kind von drey Jahren thun könnte, unterhalten habe; und sollte sie wohl glaublich finden, daß so verständige junge Männer, wie Cebes und Simmias, sich diese kindische Art von Belehrung hätten wohlgefallen lassen? Oder was denkst du daß man zu einem Dialog, im Geschmack der kleinen Probe, die ich mir (Wunders halben) abzuschreiben die Mühe geben will, sagen werde?

Sokrates zu Cebes. Was meinst du, Cebes, ist irgend etwas dem Leben so entgegengesetzt als das Schlafen dem Erwachen?

Cebes. Allerdings.

Sokrates. Was denn?

Cebes. Gestorben seyn.

Sokrates. Entstehen nicht beide aus einander entgegen gesetzten Dingen, und muß es nicht mit ihren respektiven Entstehungen ($\gammaενεσις$) eben dieselbe Bewandtniß haben?

Cebes. Wie könnt' es anders?

Sokrates. Ich will dir nur das eine paar der so eben genannten Dinge sagen, so wohl sie selbst als ihre Entstehungen; und du sagst mir dann das andere. Ich setze also, schlafen, und wachen, und nun sage ich: aus dem Wachen entsteht das Schlafen, und umgekehrt aus dem Schlafen das Wachen, und ihre Entstehungen sind, vom einen, das Einschlummern, vom andern das Aufwachen. Hab ich es deutlich genug gesagt, oder nicht?

Cebes. Sehr deutlich.

Sokrates. Nun sage du mir auch, wie es sich mit dem Leben und dem Gestorben seyn verhält. Sagst du nicht, daß Leben das Gegentheil sey von Gestorben seyn?

Cebes. Allerdings.

Sokrates. Und daß sie aus einander entspringen?

Cebes. Ja.

Sokrates. Was wird also aus dem Lebenden?

Cebes. Das Gestorbene.

Sokrates. Und aus dem Gestorbenen?

Cebes. Nothwendig muß man bekennen, das Lebende.

Sokrates. Diesem nach, mein lieber Cebes, entstehen die Lebenden aus den Gestorbenen?

Cebes. So scheint es.

Sokrates. Unsre Seelen sind also im Hades?

Cebes, Man sollt' es denken.

Sokrates. Und, was, ihre beiderseitigen Entstehungen betrifft, liegt nicht die eine klar am Tage? Denn Sterben ist doch etwas Augenscheinliches; oder nicht?

Cebes. Ganz gewiß.

Sokrates. Wie wollen wir nun weiter verfahren? Wollen wir das, was aus dem Gestorbenseyn entsteht, nicht ebenfalls für etwas Entgegengesetztes halten? Sollte die Natur nur hier allein hinken? Oder müssen wir eine

dem Sterben entgegengesetzte Entstehung annehmen?

Cebes. Das müssen wir allerdings.

Sokrates. Was für eine also?

Cebes. Das Wiederaufleben.

Sokrates. Wenn nun ein Wiederaufleben Statt findet, wäre da nicht das Wiederaufleben eine Entstehung des Lebenden aus dem Gestorbenen?

Cebes. Unstreitig.

Sokrates. Wir sind also genöthigt als etwas Ausgemachtes einzuräumen, daß die Lebenden eben sowohl aus den Gestorbenen entspringen, als die Gestorbenen aus den Lebenden: und wenn dieß ist, so haben wir einen hinreichenden Grund anzunehmen, daß die Seelen der Verstorbenen irgendwo seyn müssen, von wannen sie wieder geboren werden können?

Cebes. Aus dem Eingestandenen folgt dieß nothwendig, u. s. w.

Nun frage ich dich, Aristipp, ob das unauslöschliche Lachen der seligen Götter im ersten Buch der Ilias hinlänglich wäre, eine solche Manier zu philosophiren nach Würden zu belachen? Und in was für ein unendliches und unermessliches

Wiehern müßten erst die besagten Götter (die über ihren neuen, dienstfertig von einem zum andern herum hinkenden Mundschenken so entsetzlich lachen konnten) ausbersten, wenn sie ein Paar gravitatische Leute unter den Wolken, über Dinge wovon sie nichts verstehen noch wissen können, im höchsten Ernst so possierlich irre reden hörten? Gleichwohl läßt Plato den guten alten Sokrates, seinen ganzen Sterbetag über, in diesem Geschmack dialogieren, und der ganze Diskurs dreht sich immer um diesen seinen Beweis herum. Und welcher ein Beweis! Aus einer Induktion, die am Ende auf ein bloßes Spiel mit Worten hinausläuft, und auf dem grundlosen Vorgeben beruht; Wenn zwey einander entgegengesetzte Dinge auf einander folgen, so entstehen sie aus einander! Diesem Grundsatz zu Folge könnt' er uns eben so bündig beweisen, ein Hungriger müsse nothwendig satt werden, wenn er gleich nichts zu essen hat, oder die alte Hekube müsse wieder jung und eine zweyte Helena werden; denn Hunger und Sättigung, Alter und Jugend, Runzeln und Schönheit sind einander entgegengesetzt

und folgen auf einander, müssen also eben so nothwendig aus einander entspringen, als das Wachen aus dem Schlafen und das Leben aus dem Tode. Der Beweis müßte sich gut ausnehmen, wenn er, nach dem obigen Muster, in kurzen Fragen und Antworten, mit möglichster Langweiligkeit geführt würde! — Und dennoch hat der sinnreiche junge Mensch in seiner subtilen Einbildungskraft Mittel gefunden uns etwas noch Lächerlicheres zum Besten zu geben. Wenn er beweisen könnte, meint er, daß unsre Seelen vor diesem Leben schon irgendwo da gewesen wären, so hätte er damit so gut als bewiesen, daß sie auch nach demselben irgendwo seyn könnten. Und wie führt er diesen Beweis? Alle Menschen, sagt er, bringen eine Art von Begriffen mit auf die Welt, die sie weder durch ihre eigenen Sinne noch durch fremden Unterricht erlangen. Wer daran zweifelt, lege nur dem ersten besten Kinde von drey oder vier Jahren Fragen vor, zu deren Beantwortung nichts als gemeiner Menschenverstand erfordert wird, und das Kind, wenn es recht gefragt, das heißt, wenn ihm die Antwort auf die

Zunge gelegt wird, wird auch allemahl die rechte Antwort geben. Man zeige ihm z. B. zwey Stücke Holz von ungleicher Grösse, und frage: sind diese Stücke Holz gleich groß? so wird es ohne Anstand mit Nein antworten. Wie könnt' es aber das, wenn es nicht schon einen Begriff von der absoluten Grösse und Gleichheit hätte, den ihm doch gewiß weder seine Amme noch sein Pädagog beygebracht haben? Woher also könnte das Kind den Begriff vom Großen und Gleichen an sich, das weder Holz noch Stein noch irgend etwas anderes in die Sinne fallendes ist, sondern bloß, als das für sich bestehende Grösse und Gleiche, mit dem Verstande angeschaut werden kann, woher könnt' es diesen Begriff haben, wenn es ihn nicht schon vor seiner Geburt, also in einem vorübergehenden Leben, bekommen hätte? Und wie hätte es ihn auch in diesem erhalten können, wenn es nicht in einer Welt gelebt hätte, wo Groß und Gleich, Rund und Eckicht, Warm und Kalt, kurz alle durch die Sprache bezeichnete abstrakte und allgemeine Begriffe, wie sie Nahmen haben mögen,

als selbstständige, wiewohl unkörperliche und übersinnliche Wesen, eine uns Sterblichen unbegreifliche Art von Existenz haben, oder vielmehr die einzigen wahrhaft und ewig existierenden Dinge (*τα οντως οντα*) sind? In dieser unsichtbaren Welt lebten einst unsre Seelen, mitten unter diesen, nur dem reinen Verstand anschaubaren Dingen, das wahre Geister und Götterleben; und vermuthlich wird uns Plato (der in diesem Lande Nirgendswow ganz zu Hause zu seyn scheint) künftig noch offenbaren, wie es zugegangen, dals unsere besagten Seelen, aus einem so herrlichen Zustande in den schlammichten Pfuhl der Materie herabgeworfen, und in thierische Körper, als in eine Art von dunkeln unterirdischen Kerkern (wie er sagt) eingesperrt worden, wo sie durch die fünf Sinne, als eben so viele Spalten in der Mauer, die Schatten jener wirklichen Wesen erblicken, und bey diesen wesenlosen Erscheinungen sich jener, wiewohl nur dunkel, wieder erinnern. Genug vor der Hand, dals es so und nicht anders ist, und dals, nach Platons positiver Versicherung, nichts thörichter

und erbärmlicher seyn kann, als der unglückliche Wahn, worin wir andern gemeinen Menschen befangen sind, als ob die Erde, worauf wir herum kriechen, die wahre Erde, und das Scheinleben in dieser Sinnenwelt, zu Korinth, Agina oder Milet, wo wir uns (unter den gehörigen Bedingungen) sehr wohl zu befinden glauben, das wahre Leben sey. Nichtsweniger! Im Gegentheil, es ist ein so elender Zustand, daß der ärmste Sklave in den Bergwerken von Laurium, wenn er wie Plato filosofieren könnte, unendlich glücklicher wäre, als mein Freund Aristipp an einem mit allem, was Land und Meer köstliches hat, besetzten Tische, der schönen Lais gegenüber, in der auserlesensten, fröhlichsten Gesellschaft und unter den angenehmsten Unterhaltungen. Kurz so lange unsre Seelen, an den Leib gefesselt, in den finstern Höhlen und Grüften dieser unterirdischen Erde schmachten, und bis sie durch den Tod — der aber freylich nur dem Platonisierenden Philosophen ein freundlicher Genius ist — wieder ins wahre Leben geboren, und zum Anschauen und unmittelbaren Umgang mit den sämtli-

ehen Nenn- und Zeit- auch Vor- und Verbindungswörtern an sich emporgestiegen seyn werden, ist (außer dem philosophischen Tod, wodurch der Platonische Weise sich bereits in dem gegenwärtigen Scheinleben eine freylich noch etwas ärmliche Art von Existenz verschaffen kann) an kein wahres Leben, geschweige an etwas, das den Nahmen Glückseligkeit verdiente, zu gedenken.

Frage doch die schöne Lais in meinem Nahmen, wie sie sich in der Gesellschaft dieser Platonischen Stammwesen, zwischen der selbstständigen Langweile und dem absoluten Hojahren, gefallen würde, und sie wird mir hoffentlich zu gut halten, daß ich mich über solche Hirngespenster nicht ernsthafter erkläre. In der That kann ich es mir selbst kaum verzeihen, daß ich mich so lange dabey aufgehalten, zumahl da ich mich dadurch so verstimmt habe, daß ich dir nichts weiter zu schreiben weiß, als daß ich vor wenigen Tagen zu Samos angekommen bin, und durch die gute Besorgung meines Freundes Zenodor sogleich eine bequeme Wohnung bezogen habe, worin

ich dich je eher je lieber zu bewirthen
hoffe.

18.

Aristipp an Lais.

Wenn der Brief des Hippias, von welchem ich dir hier eine Abschrift überreiche, Stoff zu angenehmer Unterhaltung in einem deiner musurgischen Abendgesellschaften geben könnte, so würde ich mich wegen der kleinen Ungebühr, wodurch ich ihn erschlichen habe, hinlänglich entschuldigt halten. Du wirst finden, daß er ein wenig unbarmherzig mit dem armen Plato umgeht, und das neu ausgestellte hermafroditische Mittel ding von Dialektik und Poesie von einer zu schiefen Seite betrachtet, um ihm völlige Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Indessen scheint doch Plato selbst (zu seiner Ehre gesagt!) keine große Meinung von der Stärke seiner Beweise für das künftige Leben unsrer Seelen im Hades und in der überirdischen Erde zu hegen; auch geht auf dem langweilig fortschne-

ckenden Wege des Fragens und Antwortens so viel Kraft verlohren; die wackern Thebanischen Jünglinge, Cebes und Simmias, die dadurch entbunden werden sollen, fühlen sich durch die Operation so abgemattet, und die so mühsam zur Welt gebrachte Frucht selbst scheint so viel dabey gelitten zu haben, — daß es mich nicht wundert, wenn die sämtlichen Interessenten kein sonderliches Vertrauen in ihre Dauerhaftigkeit zu setzen scheinen, und sich des Zweifels, ob es auch richtig mit der Niederkunft zugegangen, nicht recht erwehren können. Wie sollten sie auch, da Sokrates selbst sich am Ende, wie es nun Ernst werden soll, mit bloßen Vermuthungen und Hoffnungen behilft, und die reine Auflösung des Problems von der Erfahrung, die er zu machen im Begriff ist, erwartet?

Es bedarf keines tiefen Nachdenkens, um zu sehen, daß über den Zustand der Seele nach dem Tode nicht eher etwas entschieden werden kann, bis erst eine befriedigende Antwort auf folgende Fragen gefunden ist: Was ist unsre Seele? — Wo und was war sie, bevor sie mit

diesem Leibe verbunden wurde, ohne dessen Vermittlung sie, dermahlen, weder empfinden, noch denken, noch wirken kann? Ist diese unentbehrlichkeit ihres Organs eine bloße Bedingung unsers gegenwärtigen Lebens? Oder kann sie auch ohne dasselbe, als ein für sich bestehendes Wesen, fortfahren zu denken und zu wirken? Und, wofern dieß nicht möglich wäre, können wir irgend ein Gesetz oder eine Veranstaltung in der Natur, vermöge deren sie wieder mit einem andern, ihrem Bedürfnis angemessenen Leibe versehen werden könnte und müßte?

Es fehlt viel, das der Platonische Sokrates auch nur Eine dieser Fragen so beantwortet hätte, daß die Unmöglichkeit des Gegentheils augenscheinlich wäre. Gesetzt aber auch sie könnten so beantwortet werden, so wäre uns doch nur die Möglichkeit der Sache begreiflich gemacht, und es käme noch immer darauf an: ob alles Mögliche auch erfolgen müsse? oder, ob nicht die Erfahrung der einzige Weg sey, worauf wir gewiß werden können, daß un-

sre Seelen den Verlust ihres Organs wirklich überleben werden?

Bey dieser Bewandniss der Sache ist klar, daß, so lange die Menschen nicht Mittel finden, den dichten Vorhang, der noch immer vor die Mysterien der Natur gezogen ist, aufzuziehen, nichts völlig gewisses über das Fortdauern der Seele und ihren Zustand nach diesem Leben festgesetzt werden könne. Hoffnungen, Vermuthungen, Hypotesen, sind alles, womit derjenige sich behelfen muß, der sich in den Gedanken nicht beruhigen kann: Alles unter der Sonne hat einen Anfang und ein Ende; nichts besteht immer unter seiner gegenwärtigen Gestalt; alle Naturwesen, die wir kennen, haben einen gewissen Punkt der Reife, nach dessen Erreichung sie wieder abnehmen, und endlich, indem sie in ihre ersten Bestandtheile wieder aufgelöst werden, aufhören zu seyn was sie waren. Sollte nicht auch der Mensch sich dieses allgemein scheinende Naturgesetz, wofern es wirklich allgemein wäre, gefallen lassen? Warum nicht, wie ein gesättigter Gast von der Tafel der Natur aufstehen und sich schlafen legen? — „Um nie wie-

der zu erwachen?" — Warum nicht, wenn wir dazu geboren sind? — Oder fühlst du auch, Laiska, daß etwas in dir ist, das sich gegen diesen Gedanken auflehnt? Eine Art von dunkelm aber innigem Gefühl, daß dein wahres eigentliches Ich eben darum immer fort dauern wird, weil es ihm unmöglich ist, sein eigenes Nichtseyn zu denken; weil wir ohne Unsinn zu reden nicht einmahl vom Nichtseyn reden können? Sollte die Behauptung, „daß das Selbstständige, welches unter allen Veränderungen, denen es unterworfen seyn mag, immer sich selbst gleich bleibt, unvergänglich seyn, noch einen andern Beweis bedürfen, als diesen: daß es uns eben so unmöglich ist Etwas als Nichts, wie Nichts als Etwas zu denken; und daß sich weder eine Ursache, wie, noch ein Zweck warum es zu seyn aufhören sollte, ersinnen läßt? Sollte dieß nicht die ganz einfache natürliche Ursache seyn, warum uns der Gedanke an den Tod so selten und wenig beunruhigt? Wenn er sich uns auch darstellt, so wirkt er wenig mehr auf uns, als wenn uns jemand in größtem Ernst ver-

sicherte, wir seyen nicht da, wiewohl wir selbst uns unsers Daseyns aufs lebendigste Bewußt wären.

Ich rede, wie du siehst, von Menschen unsers gleichen; denn dafs es mit denen, die unter der Gewalt einer ungezügelter Einbildungskraft stehen und sich vor den Schreckbildern des Tartarus und Pyriflegeton grauen lassen, gleiche Bewandniß habe, will ich keineswegs behaupten. Indessen begehre ich eben so wenig zu läugnen, dafs unsre Ruhe bey dem Gedanken des Todes, in so fern sie sich auf die gefühlte Unmöglichkeit des Nichtseyns gründet, nicht vielleicht eine blofse Täuschung sey, die aus dem üppigen Gefühl einer vollströmenden Lebenskraft entspringen, und uns ereinst, wenn die Quelle zu versiegen beginnt, wieder verlassen könnte.

Es wäre also nicht überflüssig, wenn wir der Natur noch andere Fingerzeige ablauerten, die uns auf Betrachtungen hin wiesen, wodurch wir der Unzulänglichkeit jenes ahnenden Gefühls zu Hülfe kommen könnten. Sollte Plato nicht am Ende doch Recht haben, wenn er behauptet: unsre Seele bedürfe des Lei-

bes nicht schlechterdings zu ihren eigen-
 thümlichen Verrichtungen; er sey ihr da-
 rin mehr hinderlich als behülflich, und
 sie würde ohne ihn nur desto besser
 denken und wirken können? — Dafs er
 (wie es seine Art ist) die Sache über-
 treibt, und Folgen daraus zieht, vermö-
 ge deren er den Körper als ein Gefäng-
 niß der Seele betrachtet, dadurch
 wollen wir uns nicht irre machen lassen.
 Wir gönnen ihm diese Vorstellungsart
 sehr gern, und er wird uns dafür erlau-
 ben, unsern Körper (dermahlen wenig-
 stens) für ein ganz bequemes, mit allem
 Nöthigen und vielem Nützlichen und An-
 genehmen wohlversehenes Wohnhaus
 unsrer Seele anzusehen. Die Frage sey
 also jetzt nur: kann unsre Seele, unter
 gewissen Umständen, der Organe ihres
 Körpers zu ihren eigenthümlichen Verrich-
 tungen entbehren, oder nicht? — Was
 wir schlafend in Träumen erfahren,
 wird uns vielleicht einiges Licht hierüber
 geben können. Es ist wohl kein Zwei-
 fel, dafs wir im Traum ohne Zuthun
 unsrer Augen und Ohren sehen, und hö-
 ren, ohne Hülfe der Füße gehen, ohne
 die Sprachwerkzeuge wirklich zu gebrau-

chen reden, kurz, daß die Seele zu wachen glaubt und sich in voller Aktivität befindet, während ihr Körper in tiefer Ruhe abgespannt und unbeweglich da liegt, und die Organe der Sinnlichkeit und die äußerlichen Gliedmassen überhaupt, so viel wir wenigstens wissen, nicht das geringste zu den Verrichtungen derselben beytragen. Aber hüten wir uns, einen zu raschen Schluss aus dieser Erfahrung zu machen. Auch im Traume bleibt die Seele an ihren Körper gebunden; sie wähnt mit seinen Augen zu sehen, mit seinen Ohren zu hören, und sich aller seiner Gliedmassen, mit und ohne ihre Willkühr, zu bedienen; kurz, ihr Körper (wiewohl er keinen Antheil an dem, was in ihrem Innern vorgeht, zu nehmen scheint) bleibt auch im Traume ihr unzertrennlicher Gefährte, der beständige Typus ihrer Vorstellungen, und das unmittelbare Werkzeug ihrer unfreywilligen Empfänglichkeit sowohl, als ihrer willkührlichen Selbstbewegungen.

Indessen ist bemerkenswerth, daß sie in diesem sonderbaren Zustande zwar immer mit ihrem Körper vereinigt ist,

aber viel weniger von ihm eingeschränkt wird als im Wachen. Wir versetzen uns mit der Leichtigkeit einer Flaumfeder in einem Augenblick an die entferntesten Orte, wir fliegen ohne Flügel durch die Luft, gehen unbenetzt und unversenkt durch Wasser und Feuer, u. s. w. auch sind die Beyspiele nicht selten, daß unsre geistigen Kräfte im Träumen viel höher gespannt sind als im Wachen, und daß wir Dinge vermögen, wozu wir wachend entweder gar keine oder eine nur geringe Anlage besitzen.

Seltner, aber doch zuweilen, ist es als ob wir zu einer höhern Art von Existenz gelangt wären; wir sehen schärfer, hören feiner, fühlen zarter, als im Zustande des Wachens; die Gegenstände unsrer Liebe zeigen sich uns wie durch ein reineres Medium, und die Gefühle und Gesinnungen, die sie in uns erzeugen, sind von aller gröbern Sinnlichkeit dermassen geläutert, daß wir darüber erstaunen müßten, wenn sie uns in diesem erhöhten Zustande nicht ganz natürlich vorkämen. Ich selbst, Laiska, habe dich im Traume (was unglaublich ist) noch schöner ge-

sehen als du mir wachend erscheinst; ich wußte daß du es warst, und doch sah ich die himmlische Göttinn der Schönheit und Liebe selbst in dir, und es giebt keine Worte, das was ich fühlte zart und rein genug auszudrücken.

Sollte sich nun aus allem diesem nicht mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit schließen lassen: unsre Seele, — die im Träumen ohne wirkliche Hülfe der äußern Sinne sieht und hört, und desto schönere Erscheinungen hat, desto leichter, fröhlicher und unbeschränkter ihre eigenen Kräfte spielen läßt, je größer die Unthätigkeit des Körpers ist — sie werde, durch die gänzliche Befreyung von den Einschränkungen desselben sich selbst nur desto stärker fühlen, ihre mannigfaltigen Kräfte nur desto freyer und freudiger entwickeln, und, mit Einem Wort, anstatt aufzuhören zu seyn, erst recht zu leben anfangen? Man sollt' es meinen; und doch wäre dieser Schluß noch zu rasch. Unser Freund Hippias könnte uns einwenden, „der Körper sey im Zustande des Träumens so unthätig nicht als es scheine; blieben gleich die äußern Organe dabey aus dem Spiele, so seyen ohne

Zweifel, die innern desto geschäftiger; die allgemeine Erfahrung, daß zu schönen, anmuthigen und mit einer Art von poetischer Wahrheit zusammengesetzten Träumen ein gesunder Schlaf nothwendig sey, ein Fieberkranker hingegen von lauter wilden, düstern, wahnsinnigen und schreckhaften Träumen geängstigt werde, diese Erfahrung allein beweise schon hinlänglich, daß der Körper zu unsern Träumen mehr beytrage, als wir angenommen hätten, und wir seyen also noch keinesweges berechtigt, von der Selbstthätigkeit unsrer Seele im Träumen auf die Fortdauer derselben nach der gänzlichen Trennung vom Leibe zu schliessen." — Was hätten wir wohl hierauf zu antworten?

So leicht, denke ich, wollen wir uns die Waffen nicht aus den Händen ringen lassen. Der letzte Einwurf wenigstens wird uns wenig zu schaffen machen, denn er ist vielmehr für als wider uns. Gerade der Umstand, daß ein gesunder, d. i. ein ruhiger Schlaf, ein sehr gemäßigter Lauf des Blutes und eine allgemeine Erschlaffung der Nerven; nothwendige Bedingungen derjenigen Art von

Träumen sind, auf welche wir unsere Vermuthungen gestützt haben, gerade dieser Umstand beweiset, daß die Seele im Träumen der Mitwirkung des Körpers wenig oder gar nicht bedarf; und daraus, daß unordentliche Bewegungen und stürmische Erschütterungen des animalischen Systems das Gehirn mit wilden und gräßlichen Fantomen anfüllen, folget keineswegs, daß auch zu den schönen und anmuthigen, ja zuweilen sogar sinnreichen und sublimen Träumen, die uns im Zustande eines ruhigen Schlummers erscheinen, eine besondere Mitwirkung des Körpers nöthig sey. Nicht so leicht dürfte hingegen der Behauptung, — „daß bey aller Ruhe der äußern Organe die innern — des Gehirns vermuthlich — desto geschäftiger im Träumen seyn könnten,“ — mit Grund zu widersprechen seyn, da es uns noch viel zu sehr an Beobachtungen und genauer Kenntniß der feinsten Theile unsers Körpers mangelt. Aber führt uns nicht dieser Einwurf selbst auf den Gedanken: daß das innerste und unmittelbarste Organ unsrer Seele (eben dasselbe, das bey den Träumen, wovon die Rede ist,

mitwirken soll) aus einem unendlich feinem Stoff als der gröbern Körper, der ihm gleichsam nur zum Tribonion dient, gebildet, und von einer so vollkommenen und unzerstörbaren Natur seyn könnte, daß die Seele immer damit bekleidet bliebe, und nach der Trennung von ihrem sichtbaren Körper, vermittelt desselben sowohl ihr eigenes Geschäft fortsetzte, als in einer Art von Zusammenhang mit der äufsern Welt verbliebe, oder vielmehr sich zwar in eine neue Welt versetzt fände, aber auch sogleich in derselben zu Hause wäre, und indem sie ihren neuen Zustand an den vorigen anzuknüpfen wüßte, im Grunde doch ihre vorige Art zu seyn, nur auf eine ihrer Natur gemäfsere Weise fortsetzte?

Der Einwurf, „daß sich das wirkliche Daseyn eines solchen unsichtbaren Seelenorgans nicht beweisenlasse,“ braucht uns nichts zu kümmern; denn, da es bloß darauf ankommt, uns irgend ein mögliches Mittel, wie die Seele nach dem Tode fortdauern könne, zu denken, so ist es schon genug, daß uns die Unmöglichkeit desselben nicht bewiesen werden kann: ob es sich wirklich

so verhalte, kann die einzige Offenbarerin dessen was wirklich ist, die Erfahrung, allein bewähren.

Indessen bedürfen wir auch dieser Hypothese nicht, um zu begreifen, wie unsre Persönlichkeit, oder das, was unser eigentliches Ich ausmacht, und was man gewöhnlich unter dem Wort Seele versteht, nach der Trennung vom Körper fortdauern könne. Wenn wir sehen, so ist es ja nicht das Auge, wenn wir hören, nicht das Ohr, was sich der Vorstellung bewußt ist, die durch das Sehen und Hören in uns veranlaßt wird; die Seele ist es welche sieht und hört, so wie sie allein es ist, was, aus jenen Darstellungen der Sinne, Begriffe und Gedanken erzeugt, sie vergleicht und unterscheidet, trennt und zusammensetzt, u. s. f. Die Art und Weise, wie unsre Seele mit ihrem Körper zusammenhängt, ist eines der unerforschlichen Geheimnisse der Natur; ich weiß nichts davon: aber daß dieses Ich, daß sich selbst fühlt, sich selbst betrachtet, sich selbst bewegt, sich vieles Vergangenen erinnert, viel Künftiges vorhersieht, und, indem es beides mit dem Gegenwärtigen verbindet, der

Baumeister einer eigenen Welt in sich selbst wird, dieses Ich, dessen wesentliche Bedürfnisse Wahrheit, Ordnung, Schönheit und Vollkommenheit sind, das nur durch den Genuß derselben befriedigt wird, und immer beschäftigt ist, sie in sich selbst und auſser sich hervorzu- bringen, — daß dieses Ich ein von meinem Körper ganz verschiedenes Etwas ist, dieß weiß ich so gewiß, daß ich mir selbst bewust bin. Warum also sollte aus meiner dermahligen Einschränkung durch einen organischen Körper nothwendig folgen, daß er mir zu meinem Daseyn, oder, was eben so viel ist, zum Gebrauch meiner Kräfte und Fähigkeiten, in und auſser mir, schlechterdings unentbehrlich sey? Ist diese Folgerung nicht von eben derselben Art, wie der Irrthum jenes Fußgängers, der den ersten Thessalischen Reiter, den er zu Gesichte bekam, für einen Centauren ansah, weil er sich nicht vorstellen konnte, daß der Reiter, so bald es ihm beliebe, absteigen und auf seinen eigenen Füßen gehen könne?

Und nun, liebe Laiska, dünkt dich nicht auch, wenn wir alle diese Betracht-

tungen mit der vorhin erwähnten Unmöglichkeit, uns selbst als nicht existierend zu denken, zusammen nehmen, es entstehe daraus ein hinlänglicher Grund für uns, den Tod, den der Pöbel sich als das schrecklichste aller schrecklichen Dinge vorstellt, für den Übergang zu einer höhern Art von Daseyn zu halten, und, ohne ihn zu wünschen oder zu beschleunigen, ihm, wenn er von selbst kommt, eben so ruhig ins Gesicht zu sehen, als Sokrates?

Was denkst du dazu, meine Freundin?

— Was mich betrifft, ich denke in diesem Augenblicke, daß ich vermuthlich der erste Mensch in der Welt bin, der sich einfallen liefs, eine Frau wie du — mit Todesbetrachtungen zu unterhalten, und, was noch sonderbarer ist, der gewifs seyn kann, die Grazien, Scherze und Freuden, die dich immer und überall umgeben, nicht dadurch verschleicht zu haben.

Lais an Aristipp.

Ich bin eine zu große Liebhaberin vom Leben, mein lieber Aristipp, als daß ich mich nicht sehr gern überreden lassen sollte, daß ich immer leben werde. Ich rechne es dem spitzfündigen Plato (der so viel dabey gewänne, wenn er es weniger wäre) zu keinem geringen Verdienst an, daß er dir durch seinen Fädon Anlaß gegeben, mich über diesen Punkt (der am Ende doch Alten und Jungen, Schönen und Häßlichen gleich angelegen seyn muß) mit mir selbst ins Reine zu bringen. Indessen mag es wohl ganz gut für uns seyn, daß alles Gewicht der Gründe, die uns den Tod in einem so fröhlichen Lichte zeigen, dennoch keine völlige Gewissheit hervorbringt; so daß ein Sokrates selbst nicht mehr dadurch gewinnt, als es zuletzt, mit einer gewissen zwischen Hoff-

nung und Gleichgültigkeit leise hin- und herschwebenden Ruhe, darauf ankommen zu lassen, was an der Sache seyn werde. Wären wir völlig gewiss, daß uns der Tod zu einer so grossen Verbesserung unsrer Existenz befördern werde, wie ihr andern Philosophen uns so sinnreich vorzuspiegeln wißt, wer wollte in den nackten Felsen von Serifos grau werden, wenn er nur seinen Kahn vom Ufer abzuschneiden brauchte, um in das zauberische Land der Hesperiden oder in Platons überirdische Erde hinüber zu fahren? Denn was dieser seinen Sokrates über unsre vorgebliche Soldatenpflicht — „unsern Posten nicht eher zu verlassen bis wir abgelöst werden“ — sagen läßt, überzeugt mich nicht; und ich sehe nicht ein, was meine Freyheit über mich selbst zu gebieten beschränken sollte, sobald meine dermahlige Existenz nicht anders als unter unerträglichen Bedingungen verlängert werden kann.

Es ist sehr artig von dir, Lieber, daß du es in meine Wahl stellst, ob ich mit oder ohne Körper fortzuleben hoffen will. Als ich deinen Brief erhielt, saß ich eben einem grossen Spiegel gegenüber,

und (ich gestehe dir meine Thorheit) ich konnte mich nicht entschliessen, bey meiner künftigen Reise in die Geisterwelt, nicht wenigstens die Gestalt, die mir entgegen sah, mitzunehmen, wenn ich auch allenfalls großmüthig genug seyn könnte, dem palpablen Theil meines dermahligen Doppelwesens zu entsagen. Ob ich selbst ein zu materielles Wesen bin, oder woran es sonst liegen mag, genug ich kann mich mit der Vorstellung einer so ganz ausgezogenen splitter nackten Seele nicht befreunden; ein wenig Draperie muß um mich herfließen; darauf habe ich, wie du weißt, nun einmahl meinen Kopf gesetzt. Der subtile Leib, den du meiner Seele zugestehst, würde mir also seiner Leichtigkeit und Gewandtheit wegen nicht übel behagen; aber die Unsichtbarkeit, die du ihm (ich weiß nicht warum) beyzulegen beliebst, steht mir nicht an, und ich muß dich bitten, ihn mit so viel Lichtstoff zu durchweben, daß er wenigstens aus einem halbdurchsichtigen Rosenwölkchen gebildet zu seyn scheine, und von meinen guten Freunden in der andern Welt ohne Anstrengung ihrer Augen gesehen werden

könne. Die sublime Gestalt, worin ich dir im Traume zu erscheinen pflege, giebt mir gute Hoffnung, daß es gerade dieselbe seyn könnte, in welcher ich mich ihnen zu zeigen wünsche. Indessen wittere ich doch einige Schwierigkeiten, und ich möchte wohl wissen, wie du es z. B. mit der Geschlechtsverschiedenheit zu halten gedenkst? Ich gebe zu, daß ich bey der Umgestaltung in einen Adonis oder Nireus von Seiten der Schönheit mehr gewänne als verlöre; aber man ist doch immer lieber was man ist, und wenn der ätherische Leib, den du den Leuten in der andern Welt allenfalls noch lassen willst, nichts, was vermuthlich keinen Gebrauch mehr in derselben haben wird, behalten soll, so muß eine Gestalt heraus kommen, gegen welche ich meine jetzige nicht vertauschen möchte. Wie viel fällt bloß deswegen weg, weil wir (denke ich) nicht mehr essen und trinken, oder wenigstens, um uns von Nektar und Ambrosia zu nähren, keine so animalischen Verdauungs- und Absonderungswerkzeuge nöthig haben werden, wie dermahlen? Und was wollten wir mit Armen und Beinen machen, da ver-

muthlich alle die Bedürfnisse und Verrichtungen, wozu sie in diesem Leben nöthig sind, dort aufhören werden? Kurz, ich sehe nicht, was von unsrer jetzigen Organisation übrig bleiben könnte, als der Kopf, an welchen etwa noch ein paar Flügel gesetzt werden könnten, die ihm zugleich zur Bewegung und zur Einhüllung dienen würden. Wirklich gefällt mir diese Idee immer besser je mehr ich ihr nachdenke, und mir ist ich würde mich an eine so leichte geistige Existenz in Gesellschaft guter und schöner Köpfe sehr bald gewöhnen können. — „Aber ein bloßer Kopf, meint die kleine Musarion, wäre doch ihre Sache nicht; sie kann sich keine Glückseligkeit ohne Liebe denken, und eine Liebe, die bloß im Kopfe sitzt, scheint ihr etwas so Kaltes und Langweiliges, daß sie lieber ganz darauf Verzicht thun wollte.“ — Du kannst leicht denken, Aristipp, daß ich mich der Köpfe mit gehörigem Eifer annahm, und behauptete: Was ihnen allenfalls an Feuer und Innigkeit abginge, würde reichlich dadurch ersetzt, daß sie die Liebe desto feiner zu behandeln, ihr mehr Reitz der

Mannigfaltigkeit zu geben, und sie dadurch viel besser zu unterhalten und vor langer Weile und Sättigung zu verwahren wüßten, als wenn sich die Hypochondrien mit ins Spiel mischten. Wir stritten uns lange darüber, und kamen zuletzt doch darin überein, daß unsre dermalige Art zu seyn vor der Hand wohl die beste seyn möchte. Dabey, lieber Aristipp, wollen wir's denn auch einstweilen bewenden lassen, und der guten Mutter Natur zutrauen, sie würde uns weder das Verlangen noch die Kraft ins Unendliche fort zu leben gegeben haben, wenn es nicht ihr Ernst wäre, daß mit der Zeit noch etwas bessers aus uns werden sollte. Wie sie das anstellen will, ist ihre Sache; genug daß sie unser vollständigstes Zutrauen verdient, und (wie Plato weislich sagt) in allem andern so verständig zu Werke geht, daß wir nicht zu besorgen haben, sie werde in diesem Punkte allein sich selbst ungleich seyn und nicht wissen, was sie mit uns anfangen wolle.

Aristipp an Lais.

Es ist sehr natürlich, dass die Besitzerin eines Körpers, der den größten Künstlern das unerreichbare Ideal der Schönheit darstellt, sich nie von ihm zu trennen wünschet, und also wenigstens seine Gestalt, wäre sie auch nur aus Wolkenstoff gewebt, ins andere Leben mit hinüber nehmen möchte. Denn die Feinheit des Stoffes würde der Schönheit so wenig nachtheilig seyn, dass sie vielmehr dadurch erhöht werden müßte. Dessen ungeachtet, schöne Lais, scheint dein Widerwille gegen das, was du eine splinternackte Seele nennst, mehr von einer irrigen Vorstellung als von der Sache selbst herzurühren. Warum sollte es, was die Schönheit betrifft, mit der Seele nicht eben dieselbe Bewandniß haben wie mit dem Leibe? So wie, nach der

sehr wahrscheinlichen Behauptung unsers Freundes Skopas, ein untadelig schöner Leib durch jede Bedeckung in den Augen der Anschauer nur verlieren kann, und sich erst alsdann in seiner ganzen Glorie zeigt, wenn er ohne alle Hülle gesehen wird: so mag auch vermuthlich eine schöne Seele nur dann, wenn sie, nach gänzlicher Enkleidung vom Stoff in ihrer eigenthümlichen Gestalt erscheint, durch unmittelbares Anschauen des reinen Ebenmases aller ihrer Verhältnisse, und der Harmonie und Einheit, die in allen Theilen und Ausschmückungen ihres Innern herrschet, dem anschauenden Geist einen ungleich höhern Genuß der Vollkommenheit gewähren, als die Einwindelung in einen Körper zulassen kann, der, wenn er auch aus Licht und Äther gewebt wäre, doch nie so durchsichtig seyn könnte, daß er einem wahren Seelenliebhaber nicht noch viel zu wünschen übrig lassen sollte.

Doch, ich will auf dieser Idee um so weniger bestehen, da der plötzliche Übergang aus unsrer gegenwärtigen Art zu seyn in die rein geistige ein Sprung wäre, dergleichen die Natur nicht zu machen

pflegt. Ich halte mich also an deine Flügelköpfe, Laiska! eine so glückliche Vermuthung, daß ich beynahe schwören wollte, du müßtest es wirklich errathen haben. Freylich wird bey dieser Art von Seelenbekleidung niemand mehr gewinnen als du; aber diess ist auch nur billig, da niemand mehr dabey aufopfert als du. Gewiß kann kein verständiger Schätzer des Werths der Dinge das letztere höher würdigen als ich; aber gleichwohl muß ich gestehen, ich habe mich in die Idee einer Welt von lauter Flügelköpfen bereits so stark verliebt, daß ich, wenn es nur auf mich ankäme, keinen Augenblick zögern wollte, dich und mich und alle die wir lieben, auf der Stelle in eine solche Welt zu versetzen. Sollte die holde Musarion darauf bestehen, daß sie sich an dem bloßen Kopfe des schönen Kleonidas nicht begnügen könne, so könnten wir ihr zu Gefallen, etwa noch so viel Leib hinzuthun, daß die Bewohner unsrer künftigen Welt die Gestalt geflügelter Brustbilder bekämen; aber mit recht gutem Willen würde ich mich nie dazu bequemen. Denn es fällt auf den ersten Anblick in die Augen, daß die

Idee der Flügelköpfe durch diesen üppigen Zuwachs an Masse die Hälfte von ihrer Schönheit verliert. Und warum? Bloß weil die gute Musarion sich die Mühe noch nicht genommen hat, ihr Vorurtheil gegen den Kopf in etwas genauere Untersuchung zu ziehen. Ich getraue mir zu behaupten, daß die Liebe, die ihren Sitz im Kopfe hat, nicht nur von edlerer und zärterer Natur, sondern auch schmeichelhafter sowohl für den Geliebten als den Liebenden ist, als die andere. Denn sie gründet sich, anstatt auf eine blinde und dem Verstande zuvoreilende Neigung, auf reines Anschauen der Vollkommenheiten des Geliebten. Sie ist weniger feurig und lodernd; aber ihre Flamme brennt desto heller, gleicher und anhaltender, verzehrt sich nicht selbst, und vermischt sich nicht mit so manchen andern Leidenschaften, welche über und unter dem Zwerchfelle nisten, und so leicht die Harmonie der Liebenden unterbrechen. Wollten wir die Nachgiebigkeit so weit treiben, unsre Köpfe in Büsten zu verwandeln, so möchten wir eben so mehr noch den ganzen übrigen Rumpf hinzuthun, und die reine Seelenliebe, die nur

zwischen Köpfen Statt findet, durch Einmischung der Geschlechtsverschiedenheit vollends zu dieser vulgaren Leidenschaft herabwürdigen, die den armen Sterblichen so viel Noth und Plackerey macht, und von welcher auf immer befreyt zu seyn, gewiß keiner der geringsten Vorzüge des Lebens in der Welt der Geister ist.

Überhaupt bitte ich nicht zu vergessen, daß wir, (wie Platons Sokrates sehr schön darthut) durch unsre Versetzung in diese letztere keine Befriedigung verlieren, die uns nicht durch viel höhere, unsrer geistigen Natur gemäßere Genüsse reichlich und überflüssig ersetzt werden; und daß Musarion, sobald sie selbst nichts als Kopf seyn wird, den Mangel des übrigen an sich selbst und ihrem Liebhaber eben so wenig spüren wird, als man in einer Welt, deren Bewohner nur vier Sinne hätten, einen fünften vermissen würde. Mit Einem Worte, Laiska, lassen wir es bey deiner Hypothese, welche, meines Erachtens, so sinnreich und philosophisch ist, das Anaxagoras der Geist und der sublime Weise von Samos selbst Freude daran gehabt hätten, wofern die schöne Aspasia oder die edle

Theano so glücklich gewesen wären, dir mit Erfindung derselben zuvor zu kommen. Ich wenigstens finde sie so tröstlich, daß ich die Entfernung von dir künftig ungleich besser ertragen werde als bisher, weil ich sie als eine Vorübung betrachte, wodurch wir beyde in Zeiten angewöhnt werden, einander — leider! nichts als Kopf zu seyn.

Ich schreibe dir diess auf einem reitzenden Landgute im Panionion, wohin mich einer meiner Bekannten zu Efesus eingeladen hat, und wo ich mir so wohl gefalle, daß meine Reise zu Hippias vermuthlich noch einige Zeit verschoben bleiben wird.

Wenn ich dir nur ein wenig lieb bin, beste Laiska, so erinnere dich, daß du mir schon mehr als einmahl dein Bild versprochen hast. Ich bitte bloß um deinen Kopf — wohl zu merken, kein Brustbild! Ja, ich würde schon mit einem deiner Augen zufrieden seyn, wenn ein Mahler in der Welt wäre, der den Blick hinein oder vielmehr heraus mahlen könnte, womit du mir zu Ägina in der seligsten Stunde meines Lebens ewige Freundschaft angelobtest.

Ich bin mit meinem Geschäfte eher zu
 Stande gekommen als ich hoffen durfte.
 Beynahe alle Freunde des göttlichen So-
 krates, die seine gerichtliche Ermordung
 und die Furcht von den Verfolgungen
 seiner Feinde von Athen verscheucht hat-
 te, haben sich nach und nach wieder zu-
 sammen gefunden, und man begegnet ih-
 nen mit so vieler Achtung, als ob man
 das an ihrem Meister begangene Unrecht
 dadurch zu vergüten suchte. Es giebt wohl
 sehr wenige Athener, die das Geschehene,
 wenn es möglich wäre, nicht ungesche-
 hen zu machen geneigt wären: aber, was
 man mir schon zu Theben von der allge-
 meinen Trauer des Volks und von der
 Rache, die es an den Anklägern des ver-
 dienstvollen Greises genommen haben

Kleonidas an Aristipp.

Ich bin mit meinem Geschäfte eher zu
 Stande gekommen als ich hoffen durfte.
 Beynahe alle Freunde des göttlichen So-
 krates, die seine gerichtliche Ermordung
 und die Furcht von den Verfolgungen
 seiner Feinde von Athen verscheucht hat-
 te, haben sich nach und nach wieder zu-
 sammen gefunden, und man begegnet ih-
 nen mit so vieler Achtung, als ob man
 das an ihrem Meister begangene Unrecht
 dadurch zu vergüten suchte. Es giebt wohl
 sehr wenige Athener, die das Geschehene,
 wenn es möglich wäre, nicht ungesche-
 hen zu machen geneigt wären: aber, was
 man mir schon zu Theben von der allge-
 meinen Trauer des Volks und von der
 Rache, die es an den Anklägern des ver-
 dienstvollen Greises genommen haben

sollte, für gewiß erzählte, ist ohne allen Grund. Die Athener sind zu leichtsinnig und ruchlos, um einer tiefen, anhaltenden Reue über irgend eine ihrer Unthaten fähig zu seyn. 9)

Mein Tod des Sokrates, der nun beynabe fertig ist, erhält durch eine Menge kleiner Umstände, die mir meistens von dem wackern alten Kriton an die Hand gegeben wurden, und vornehmlich durch die richtige, beym ersten Anblick kenntliche Bezeichnung aller dabey gegenwärtigen Personen, einen Grad von historischer Wahrheit, der diesem Gemälde ein ganz eigenes Interesse giebt; so daß es (wie ich aus mehr als Einem Beyspiel weiß) von niemand, der den Sokrates und seine Freunde öfters gesehen hat, ohne Rührung betrachtet werden kann. Der Maßstab von anderthalb Spannen, den ich für die proportionelle Gröfse der Figuren angenommen habe, trägt, wie ich glaube, zu der guten Wirkung des Ganzen vieles bey, theils weil es so bequemer mit einem Blick umfaßt wird, theils weil sich bey dieser Gröfse alles deutlich bezeichnen und ausdrücken läßt, ohne daß die künstliche Darstellung der Natur

gar zu gleich sieht und sich selbst dadurch Schaden thut. In Lebensgröſſe würde ein ſolches Gemählde, wenn es gut gemacht wäre, kaum auszuhalten ſeyn.

Das Feſt der Juno zu Samos und der Weltſtreit der Künſtler iſt nun vorbey, und du haſt vielleicht ſchon gehört, daß Timanthes mit ſeinem Ajas und Skopas mit ſeiner Afrodite (die du zu Ägina entſtehen ſahſt) bey nahe mit allen Stimmen den Preis erhalten hat. Parrhaſius, der einzige der meinem Freunde den Sieg ſtreitig machen konnte, iſt ſehr übel mit dem Urtheil zufrieden von hier abgegangen. Es verdriefſe ihn, ſagte er, nur für ſeinen armen Helden, daß er nun zum zweyten Mahl gegen einen Unwürdigen habe verlieren müſſen.¹⁰⁾ Man muß beide Stücke ſelbſt geſehen haben, um zu errathen, was die Richter bewogen haben könne dem Timanthes den Vorzug zu geben. In der That ſind beyde Gemählde vortrefflich, an beyden iſt ſehr viel zu loben, wenig oder nichts mit Recht zu tadeln. Beyde ſind mit groſſer Kunſt zuſammengeſetzt, groſſ gedacht und mit vielem Fleiſſ ausgeführt; auch haben beyde Künſtler

eben denselben Augenblick der Handlung erwählt, nemlich den, da Odysseus unmittelbar nach dem Ausspruch der versammelten Achaier sich der Waffen des Achill bemächtigt. Ich gestehe, daß ich lange zwischen diesen beyden Meisterwerken ungewiß hin und her schwebte, bis ich mich endlich durch eben dasselbe Gefühl, daß die Richter bewogen zu haben scheint, auf Timanthes Seite ziehen liefs. Sein zauberischer Pinsel besticht nemlich das Auge gleich beym ersten Anblick durch die Wärme und Harmonie seiner Färbung, und thut durch einen gewissen heroischen Geist, der das Ganze durchweht, und den schönen Ton, der alle Figuren und Gruppen zusammen bindet, eine stärkere oder wenigstens schnellere Wirkung als das Werk seines Antagonisten. Der letztere hat durch die äußerst sorgfältige Ausführung der einzelnen Figuren, und weil bey nahe jede sich unsers Auges besonders zu bemächtigen strebt, über das Ganze eine gewisse Kälte verbreitet, die von dem Feuer des Timantischen Stücks zu stark absticht, um nicht in den Augen der meisten Anschauer gegen dieses zu verlieren; wiewohl der

Kenner immer wieder zu Betrachtung der einzelnen Theile in dem Werke des Parrhasius zurückkehrt, und immer mehr zu bewundern findet, je schärfer er untersucht. Merkwürdig ist die verschiedene Art, wie beyde Künstler die zwey Hauptpersonen behandelt haben. Parrhasius läßt seinen Odysseus sich der ihm zugesprochenen Waffen mit einem beynahe höhnisch triumpherenden Blick auf seinen Mitbewerber bemächtigen, während Ajas in seinen von Odysseus abgewandten und über Agamemnon, Menelaus und das Griechische Heer hinblitzenden Augen, so wie in seiner ganzen Miene und Geberdung, Zorn und Verachtung ausdrückt, und den Griechen ihren Undank ohne alle Zurückhaltung vorzuwerfen scheint. Timanthes Ajas hingegen steht stumm und in sich selbst zusammengedrängt, mit dem ganzen furchtbaren Ausdruck einer verbissnen Wuth, die dem Ausbruch nah ist, aber noch durch einen schmerzlichen innerlichen Kampf zurückgehalten wird, indess sein Odysseus, über sein Glück erröthend, beynahe zu zweifeln scheint, ob er den Sieg wirklich erhalten habe. Die Samier, sagt man, sind ein sehr

sinnreiches Volk und große Liebhaber der Homerischen Gesänge; jedermann bemerkte gegen seinen Nachbar, daß Timanth auf die Anrede des Odysseus an die zürnende Seele des Ajas, im fünften Gesang der Odyssee, angespielt habe; und diese Bemerkung that vielleicht mehr als alles andere, um den Sieg auf seine Seite zu entscheiden. Übrigens muß ich von ihm anrühmen, daß er beym Empfang des Preises wie seyn Ulysses erröthete, und, vielleicht aufrichtiger als der Homerische, durch den über einen so großen und ältern Meister erhaltenen Vorzug mehr gedemüthigt als aufgebläht zu seyn schien.

Timanth hat die Gewohnheit, alle seine vorzüglichen Werke für sich selbst zu kopieren, und nicht selten ist das Nachbild noch vollkommner als das Original. Gegenwärtig ist er im Begriff die Kopie eines großen Gemähldes zu vollenden, welches ein reicher Kunstliebhaber zu Argos bey ihm bestellt hat, und womit er in kurzem selbst dahin abzugehen gedenkt. Es stellt die Aufopferung der Ifigenia in Aulis vor, und ist eines seiner schönsten Bilder. Ifigenia,

eine ächte Gestalt aus der Heroenzeit, von hoher tadelloser Schönheit und in der ersten Blume der Jugend, steht am Altar, mit schwärmerischer Entschlossenheit bereit, sich für das Heil und den Ruhm ihres Vaterlands zu opfern; ihre Stellung, ihr großes, zur Göttin aufgehobenes Auge, ihr ganzes Wesen scheint zu sagen, hier bin ich! und kein Zug verräth die auch nur leiseste Schwäche, wodurch das Wohlgefallen der Göttin an dem reinen jungfräulichen Opfer vermindert worden wäre. Um sie her stehen die Häupter der Achäer, Menelaus, Diomedes, Achilles, Odysseus, u. s. w. und hinter ihnen in einem weiten Kreise das ganze Griechische Heer. Alle, selbst den Priester Kalchas nicht ausgenommen, zeigen sich in verschiedenen Graden, nach ihrem Charakter oder Verhältniß gegen das Haus Agamemnons, gerührt und theilnehmend; nur Agamemnon, der Vater selbst, steht zwar gegen den Altar gekehrt, aber das Gesicht mit einem Zipfel seines langen faltenreichen Talars bedeckt. Ich war eben bey Timanth in seiner Werkstatt, als ein junger Athener mit einem Paar andern Fremden kam,

und sich die Erlaubniß ausbat, dieses Gemählde zu besehen, dessen Schönheit ihm sehr angerühmt worden sey. Alle drey ließen es an bewundernden Ausrufungen nicht fehlen; doch bemerkte Einer, mit einer bedeutenden Kennermiene, gegen seine Gefährten; ob ihnen nicht auch eine gewisse Kälte im Ausdruck des Schmerzes, den die umstehenden Helden zeigten, besonders beym Menelaus, der doch der Oheim der Prinzessin sey, zu herrschen scheine? Aber der Athener konnte nicht Worte genug finden, den sinnreichen Gedanken des Künstlers zu bewundern, daß er, nachdem er alles was die Kunst vermöge, im Ausdruck der verschiednen Grade einer anständigen Betrübniß an den Umstehenden erschöpft habe, den Vater selbst verhüllt, und es dadurch der Einbildungskraft der Anschauer überlassen habe, das, was der Pinsel nicht vermocht, selbst zu ersetzen und gleichsam auszumahlen. Ein anderer behauptete: diese Verhüllung sey gerade der möglichst stärkste Ausdruck des grenzenlosen väterlichen Jammers, und müsse eine weit größere Wirkung thun, als der höchste Schmerz, den

das unverhüllte Gesicht Agamemnons hätte ausdrücken können. Timanth, nachdem er dem Streit dieser weisen Kunsterkenner eine Zeitlang lächelnd zugehört hatte, sagte endlich: die Herren sind sehr gütig, mir so viel von ihrem eigenen Scharfsinne zu leihen; denn ich muß gestehen, daß ich bey der Verhüllung Agamemnons, so wie bey der Behandlung des ganzen Stücks, keinen andern Gedanken hatte, als die bekannte Scene in der Ifigenia des Euripides, gerade so, wie der Dichter sie schildert, und wie ich sie mehrmal auf der Schaubühne gesehen, darzustellen. Steckt in der Verhüllung irgend ein besonderes Verdienst, so gebührt alles Lob dem Dichter; ich zweifle aber sehr, daß sein Agamemnon einen andern Grund, warum er seinen Kopf einhüllt, hatte, als weil er sich selbst nicht so viel Stärke zutraute, daß er bey dem Anblick des tödlichen Stosses in die Brust seines Kindes, Gewalt genug über sich behalten würde, um die Heiligkeit des Opfers nicht durch irgend einen ungebührlichen Ausbruch des Vatergefühls zu entweihen. Denn nach den Begriffen und Sitten je-

ner Zeiten mußten solche Opfer, um von
 den Göttern mit Wohlgefallen aufgenom-
 men zu werden, freiwillig, ja mit fröh-
 lichem Herzen dargebracht werden. Auch
 den übrigen Anwesenden war jeder stär-
 kere Ausdruck von Schmerz und Betrübniß
 untersagt; das Schlachtopfer wurde mit
 Blumen bekränzt unter jubelnden Lobge-
 sängen zum Altar geführt, und sogar nach
 Vollendung der Ceremonie war es weder
 Verwandten noch Freunden erlaubt, den
 Tod der geliebten Aufgeopferten durch
 irgend eine sonst gebräuchliche Handlung
 oder Sitte zu betrauern. Weit entfernt
 also daß ein Mahler, der eine solche
 Geschichte bearbeitet, seine Kunst im
 Ausdruck der verschiedenen Grade des
 Schmerzes und der Traurigkeit erschöp-
 fen dürfte, besteht seine größte Ge-
 schicklichkeit bloß darin, daß er die
 Umstehenden nicht mehr Theilnahme und
 Rührung zeigen lasse, als nöthig ist,
 daß sie nicht als Unmenschen oder ganz
 gefühllose Klötze dastehen. An die sinn-
 reiche Idee, die Einbildungskraft der An-
 schauer ergänzen zu lassen, was der
 Pinsel des Mahlers oder die Kunst des
 Schauspielers nicht vermochte, hat

Euripides vermuthlich so wenig gedacht als ich. Es dürfte doch wohl eine unerläßliche Pflicht des Künstlers seyn, der Einbildungskraft so viel nur immer möglich ist vorzuarbeiten; auch erfordert es eben keine außerordentliche Kunst, den höchsten Grad irgend einer Leidenschaft oder irgend eines Leidens mit Pinselstrichen auszudrücken. Aber gerade dieser höchste Grad ist dem Mahler, wie dem Bildner, durch ein unverbrüchliches Gesetz der Kunst untersagt, weil er eine Verunstaltung der Gesichtszüge bewirkt, die das edelste Angesicht in ein widerliches Zerrbild verwandeln würde." — Der Athener stutzte einen Augenblick über diese authentische Erklärung aus dem Munde des Meisters selbst, der doch wohl am besten wissen mußte was er hatte machen wollen; doch erhobte er sich sogleich wieder, und versicherte uns mit einem grossen Strom von Worten: er sey gewiß, daß er den wahren Sinn der Verhüllung errathen habe. „Das Genie (setzte er mit vieler Urbanität hinzu) wirkt oft als bloßer Naturtrieb, und selbst der größte Künstler, wenn er etwas unverbesserlich

Gutes gemacht hat, ist sich nicht alle Mahl der Ursache bewußt, warum es so und nicht anders seyn mußte." — Als wir wieder allein waren, lachten wir beyde herzlich über dieses kleine Abenteuer, und Timanth, dem dergleichen Kenner häufiger vorgekommen sind als mir, versicherte mich: es sey sehr möglich, daß das schiefe Urtheil dieses Menschen die öffentliche Meinung von seiner Ifigenia auf immer bestimme, und ihm, lange, nachdem die Zeit das Gemälde selbst zerstört haben werde, noch Lobsprüche zuziehe, die er sich schämen mußte verdient zu haben. ¹¹⁾

Der Umgang mit diesem lebenswürdigen Künstler ist mir so angenehm, und zugleich so belehrend und zuträglich in Rücksicht auf meine Liebhaberey, daß ich mich nicht entschliessen kann, Samos eher zu verlassen, als bis er selbst abgehen wird. Er hat mir verschiedene wichtige Winke zum Vortheil meines sterbenden Sokrates gegeben, und ich hoffe ihr sollt es gewahr werden, daß mir ein solcher Meister zur Seite dabey gestanden hat.

Beyuahe hätte ich vergessen, dir zu

sagen, lieber Aristipp, daß ich mich bey Kriton und Cebes im Vertrauen erkundigte, ob man sich auf die Ächtheit der Gespräche, welche Plato dem Sokrates im Fädon zuschreibt, verlassen könne. Beyde versicherten mich, es wäre zwar die Rede von der geistigen Natur der Seele und von ihrem Zustande nach dem Tode gewesen; aber Plato hätte so viel von dem seinigen eingemengt, und die Zusätze so künstlich mit dem, was Sokrates wirklich gesagt habe, zu verweben, gewußt, daß es ihnen selbst, wo fern sie eine Scheidung vornehmen müßten, schwer seyn würde jedem das seinige zu geben. Ebendasselbe sagte mir der wackere alte Kriton auch von dem Dialog, welchem Plato seinen Nahmen überschrieben hat, und worin, unter anderm, die schöne Rede der personificierten Gesetze, und überhaupt die Dialektische Form der Fragen und Antworten, ganz auf Platons Rechnung komme. Übrigens haben diese beyden Dialogen viel aufsehen in Athen gemacht, und wegen der klugen Schonung, womit die Athener darin behandelt werden, und des schönen Lichts, in welchem

der sittliche Karakter des Sokrates darin erscheint, nicht wenig zu der günstigen Stimmung beygetragen, welche dermahlen über ihn und seine Anhänger zu Athen die herrschende ist.

Du würdest mir keine kleine Freude machen, Aristipp, wenn du deine beschlossene Reise nach Samos so beschleunigen wolltest, daß du Timanthen noch anträfest; wozu die Gelegenheit vielleicht nie wieder kommt. Auch Hippias erwartet dich mit Ungeduld.

22.

Aristipp an Lais.

Es bedarf wohl keiner Betheuerung, schöne Lais, daß wenn ich meiner Neigung Gehör gäbe, Kleonidas nicht ohne mich nach Milet zurückreisen sollte; auch schmeichle ich mir, nach dieser neuen Probe von Selbstüberwindung für einen tapfern Mann bey dir zu gelten. Ich würde nicht wenig stolz darauf seyn, wenn ich mir verbergen könnte, daß das Ver-

gnügen, in meinen eigenen Augen einen desto größern Werth zu haben, auch mit in Rechnung gebracht werden muß, und daß bey allen meinen Aufopferungen am Ende doch niemand gewinnt als ich selbst. Wird nicht die Freude des Wiedersehens um so überschwänglicher seyn, je länger sie aufgespart wird?

Ich habe hier unvermuthet Gelegenheit gefunden, mich in einigen Wissenschaften zu üben, die mit in meinen Plan gehören, und einem Manne, der nach der möglichsten Ausbildung trachtet, nicht nur zur Zierde gereichen, sondern der Seele selbst einen höhern Schwung und eine ganz andere Ansicht der Natur und des großen Ganzen, in welches wir eingefugt sind, geben, als diejenige an welche wir durch ununterbrochenes Herumtreiben in dem engen Kreise des alltäglichen Lebens unvermerkt gewöhnt werden. Ich liebe, wie du weißt, die Vielseitigkeit; ich kann zu gleicher Zeit die verschiedensten Dinge treiben, und mich mit den ungleichartigsten Menschen so gut vertragen, daß jeder mich für seinesgleichen, oder wenigstens für ein Subjekt von ganz guter

Hoffnung gelten läßt. Hippias, bey welchem ich gewöhnlich den Abend zubringe, würde nicht begreifen, wie ich so viele Zeit mit Pythagoräischen Fantasten verderben könne, wenn er nicht glaubte, es geschehe bloß um sie auszuholen und mich am Ende desto lustiger über sie zu machen: diejenigen hingegen, die er Fantasten nennt, wissen sich meinen Umgang mit Hippias nicht anders zu erklären, als durch die Voraussetzung, daß ich hinter alle seine Sofistenkünste und Blendwerke zu kommen suche, um ihn und seinesgleichen zu seiner Zeit mit desto besserm Erfolge bekämpfen zu können. Das wahre ist indessen, daß ich von den Pythagoräern rechnen und messen lerne, und bey Hippias mich dem Vergnügen einer freyen genialischen Unterhaltung überlasse, die, ungeachtet ihrer anscheinenden Frivolität, für einen, der alles an seinen rechten Ort zu stellen weiß, immer lehrreich und nützlich ist.

Du wirst finden, liebe Lais, daß Kleonidas durch seine zeitherige kleine Reisen unter den Griechen viel gewonnen hat. Mit seinen herrlichen Anlagen bedurft' es nur einiger äußern Veranlassun-

gen, um sich zusehens zu entwickeln und auf einmahl als ein vollendeter Mensch da zu stehen. Ich rechne darauf, daß er Dich meine Abwesenheit so wenig bemerken lassen wird, daß ich vielmehr bey jeder andern, als bey dir, Gefahr ließe gänzlich vergessen zu werden.

23.

Lais an Aristipp.

Kleonidas ist ohne dich zurückgekommen, Aristipp, und der Gedanke, daß es Leute zu Milet gebe, die sich dadurch in ihrer Erwartung getäuscht finden könnten, scheint nur sehr leicht über deinen heroischen Busen hingeschlüpft zu seyn. Du bist, sagt Kleonidas, bis über die Ohren in Pythagorischen Zahlen versunken, studierst die Verhältnisse der Saitenschwingungen auf dem Monokord, und bringst mit einem Zögling des

berühmten Filolaus ganze Nächte zu, auf der Zinne eines alten Thurms die Bewegungen der Planeten zu beobachten. Das alles ist schön und bewundernswürdig; und doch, wie schnell auch deine Lieblingsneigung, Alles und wo möglich noch ein wenig mehr als Alles zu wissen, zu einer so mächtigen Leidenschaft angeschwollen seyn mag, eine kurze Unterbrechung würde deinen Eifer nur verdoppelt haben, und die Reise von Samos nach Milet ist, für einen so geübten Seefahrer wie du, etwas so unbedeutendes, daß ich, um mir das Problem zu erklären, am Ende doch genöthigt bin, einen kleinen Sokratischen Lynx zu Hülfe zu nehmen der dich an den Samischen Boden fest zaubert. Hab' ich recht gerathen, so wirst du mir hoffentlich kein Geheimniß aus deinem Glücke machen, da du nicht zweifeln kannst, daß ich zu sehr deine Freundin bin, um nicht lebhaften Antheil daran zu nehmen.

Aristipp an Lais.

Auf den kleinen Brief den ich so eben von dir erhalte, schöne Lais, ist nur eine einzige Antwort möglich, und um sie dir selbst zu bringen, gehe ich stehendes Fußes nach der Rhede, miethet ein Both und schwimme zu dir hinüber. — Mit aller meiner Eile habe ich doch nicht eher bey deiner Pforte anlanden können, als zu einer Stunde, wo ich Gefahr laufe dich in irgend einem schönen Traume zu stören. Ich habe einige Mühe gehabt deinen Pförtner zu erwecken, und noch größere, von ihm eingelassen zu werden. Nur durch tausend Schwüre, daß ich dir ohne allen Verzug Dinge von der größten Wichtigkeit zu hinterbringen hätte, erhielt ich endlich von dem ehrlichen Paflagonier, daß er eine deiner Dienerinnen wecken wolle, die dir, wenn sie anders nicht

noch ungefälliger als der Pförtner ist, dieses Zeichen meiner Gegenwart überreichen wird.

A n t w o r t.

Diesmahl, mein Lieber, hat dir deine Philosophie einen losen Streich gespielt; denn, unter allen möglichen Antworten auf mein letztes, bist du gerade auf die einzige gefallen, die du nicht hättest geben sollen. Oder woher konntest du wissen, mein voreiliger Herr, daßs du mir nicht ungelegen kommest? — Wie ist nun zu helfen? Das Beste wäre wohl, wenn ich dich auf der Stelle wieder zurück schickte; wenigstens ist es, was ich thun müßte, wenn ich den Eingebungen deines bösen Genius Gehör gäbe. Soll ich? Soll ich nicht? Es ist ein Unglück, daßs ich gerade keine bessere Rathgeberin bey der Hand habe, als die schelmische Euforion, die zu den Füßen meines Bettes liegt, und, ich weiß nicht warum, deine Partey mit solcher Wärme nimmt, daßs

ich eben so mehr dem Rath meines eignen Herzens folgen könnte, als dem ihrigen.

— Du gehst also wieder, nicht wahr?

Es wäre wirklich schön von dir, wenn es auch nur der Seltenheit wegen wäre.

— Was will das unverschämte Mädchen?

— Da guckt sie mir über die Achseln in meine Schreyberey, und wie sie sieht, daß ich dir deinen Rückspafs schreibe, zieht mir nicht daß unartige Ding die Schreibtafel unter den Händen weg und läuft mit ihr davon?

25.

Lais an Aristipp.

Ich habe, seit einiger Zeit, einen Abend in jeder Dekade dazu bestimmt, eine Tischgesellschaft von Philosophen, Sofisten, oder Frontisten, (wenn du ihnen lieber einen Aristofanischen Namen giebst) bey mir zu sehen. Doch muß

ich dir sagen, daß diese Benennungen in meinem Wörterbuche nicht für gleichbedeutend gelten. Jede bezeichnet mir eine besondere Klasse der Hauptgattung, die man in gemeinen Leben mit dem allgemeinen Nahmen der Sophisten zu belegen gewohnt ist. Es giebt eine Art heller Köpfe, welche die Ausbildung einer glücklichen Anlage hauptsächlich dem Leben in der wirklichen Welt und den mannigfaltigen Gelegenheiten und Aufforderungen zum Nachdenken, die ihnen darin aufgestossen sind, zu danken haben. Sie zeichnen sich durch einen schärfern Blick in die menschlichen Angelegenheiten von den beyden andern Klassen aus, welche gemeiniglich in der Welt um sie her so fremd und neu sind, als ob sie eben erst aus der berühmten Platonischen Höhle hervorgekrochen wären. Jene sind meistens eben so vielseitig und geschmeidig als fein und an sich haltend; sie entscheiden selten, kleben nicht hartnäckig an ihren Meinungen, widersprechen mit Bescheidenheit, glauben wenig zu wissen, und unterrichten oft mit ihrer Unwissenheit besser, als die positiven Herren mit ihrer Allwisserey. Ich

gestehe meine Vorliebe zu den Mitgliedern dieser Klasse, die eben nicht sehr zahlreich ist, und die ich, wiewohl sie die Philosophie nicht als ein Geschäft treiben, Philosophen in der eigentlichen Bedeutung des Worts nenne. Sofisten heißen bey mir euere Philosophen von Profession, die dem Spekulieren bloß um des Spekulierens willen obliegen, und bey gesellschaftlichen Gesprächen, wie interessant auch der Gegenstand seyn mag, keinen andern Zweck haben als Recht zu behalten. Gehen diese dialektischen Herren in der Grüblerey so weit, daß sie genöthigt sind, für Begriffe, die niemand hat als sie, neue Wörter zu erfinden, die niemand versteht als sie, so nenne ich sie Frontisten. Ich habe nur einen einzigen dieses Schlags in meinen Zirkel aufgenommen, weil er seine Spinnenweberey mit einer drolligen Art von Laune treibt, und wenn die Unterhaltung einen gar zu ernsthaften und schwerfälligen Gang nehmen will, immer zu seiner eigenen Verwunderung Mittel findet, die Gesellschaft durch die sublimen Absurdität seiner Behauptungen wieder in den rechten Ton zu stimmen. Um den

gewöhnlichen Schicksal solcher Gesellschaften desto sicherer zu entgehen, werden aufser Kleonidas und Musarion immer auch zwey oder drey schöne und geistvolle Milesierinnen aus Aspasiens Schule eingeladen, mit deren Hülfe es mir bisher noch so ziemlich gelungen ist, meine kampflustigen Symposiasten in den Schranken der Urbanität zu erhalten.

In unsrer letzten Sitzung lenkte einer unsrer Sofisten das Gespräch auf die Frage, was das höchste Gut des Menschen sey? — In allen Dingen immer nach dem Höchsten zwar nicht wirklich zu streben, aber wenigstens den Schnabel aufzusperren und darnach zu schnappen, ist, wie du weißt, eine angeborene Eigenheit der menschlichen Natur. Das Problem erregte also allgemeine Aufmerksamkeit, und verschafte uns den ganzen Abend reichen Stoff zu mannigfaltiger Unterhaltung. Jede anwesende Person hatte ihr eigenes höchstes Gut, welches sie (vermöge eines andern unsrer Naturtriebe) zum allgemeinen zu erheben suchte. Einer meinte, dieser Vorzug könne nur demjenigen Gute zuer-

kannt werden, das uns, auf der einen Seite, allen vermeidlichen Übeln entgehen und alle unvermeidlichen ertragen lehre; auf der andern uns in den Besitz des besten von allem Guten, dessen wir fähig sind, setze, und uns alles übrige entbehrlich mache; und dieß könne, seiner Meinung nach, nichts anders als die Weisheit seyn.

Ein anderer behauptete, nur die Tugend vermöge das alles; und nachdem sie sich eine Weile darüber gestritten hatten, verglich sie einer meiner Philosophen, indem er klar machte, daß Weisheit und Tugend nur zwey verschiedene Ansichten und Benennungen einer und eben derselben Sache seyn; so daß endlich alle drey, zum Erstaunen der ganzen Gesellschaft, die ein solches Wunder noch nie gesehen hatte, friedlich übereinkamen, die Sokratische Sofrosyne, welche Weisheit und Tugend zugleich bezeichnet, für das höchste Gut zu erklären.

Sofrosyne, sagte ein vierter aus der Familie des Hippokrates, ist Gesundheit der Seele; ein großes und wesentliches Gut, aber ohne Gesundheit des Leibes doch nur die Hälfte des

h ö c h s t e n G u t e s . G e s u n d h e i t v o n b e y -
 d e n i s t d i e n o t h w e n d i g e B e d i n g u n g d e s
 G e n u s s e s a l l e s a n d e r n G u t e n , s o w i e d a s
 G e g e n t h e i l d e r s e l b e n a l l e a n d e r e Ü b e l i n
 s i c h b e g r e i f t : d a s h ö c h s t e a l l e r G ü t e r i s t
 a l s o G e s u n d h e i t .

Nachdem der Enkel des großen Hippo-
 krates seinen Satz mit statlichen Grün-
 den ausgeführt hatte, nahm Kleonidas das
 Wort und bewies mit allem Feuer, wo-
 mit ihn die Augen der gegen ihm über-
 sitzenden Musarion reichlich versahen,
 uns mit großem Beyfall des weiblichen
 Theils der Gesellschaft: „das höchste
 Gut verdiene nur das genennt zu werden,
 dessen reinsten Genuß uns den Göttern
 an Wonne gleich mache;“ und nun berief
 er sich mit einem Ernst, der ein allgemei-
 nes Lachen erregte, auf das G e w i s s e n
 a l l e r A n w e s e n d e n , o b w i r e t w a s a n d e r e s
 k e n n t e n , v o n w e l c h e m s i c h d i e s s m i t s o
 v i e l W a h r h e i t s a g e n l a s s e , a l s d i e
 L i e b e ?

Wider beide erhob sich ein sechster,
 und bewies gegen den Arzt: „die Ge-
 sundheit könne schon darum nicht selbst
 das höchste Gut seyn, weil sie nur eine
 Bedingung des Genusses desselben sey;“

gegen Kleonidas: „seine Behauptung könnte allenfalls nur von der glücklichen Liebe gelten;“ und gegen beyde: ein Gut, das nicht immer in unsrer Gewalt sey, könne nicht das höchste Gut des Menschen heißen. Indessen schien er ziemlich verlegen zu seyn, etwas Besseres aufzustellen, als der Hausmeister, der uns in den Speisesahl berief, einem meiner Philosophen Gelegenheit gab, mit einer scherzend ernstern Miene zu behaupten: wenn eine Gesellschaft von Repräsentanten des ganzen menschlichen Geschlechtes sich den ganzen Tag über diese Frage gestritten hätte, so würde eine wohlbesetzte Tafel sie endlich dahin vereinigen, daß alle — wenigstens gerade so thun würden, als ob sie die angenehmste Befriedigung der Eßlust für den höchsten Genuß hielten, den die Natur dem Menschen vergönne, so lange Zunge und Gaumen die empfindlichsten seiner Organe, und der Magen das große Rad bleibe, wodurch seine Existenz im Gang erhalten werde.

Ich muß der ganzen Gesellschaft die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie sich zwey Stunden lang, jedes in seiner

Manier beeiferte, der Hypothese des Philosophen Ehre zu machen. Mit unter wurde viel Schönes zum Preis der Kochkunst gesagt, und (nicht ohne Grund, dünkt mich) behauptet: „Dafs sie eine der ersten Stellen unter den schönen Künsten verdiene, und einen der wesentlichsten Vorzüge des Menschen vor den übrigen Thieren ausmache. Auch dem Erfinder des Weins wurde mit vieler Andacht ein schallender Lobgesang angestimmt, und der Becher der Freude war kaum dreymahl herumgegangen, als verschiedene von unsern Weisen ziemlich naiv merken liefsen, dafs es nur einiger Aufmunterung von Seiten der schönen Milesierinnen bedurft hätte, um die Verfechter der Weisheit und Tugend über die schmale Grenzlinie der Sokratischen Sofrosyne hinüber zu locken. Als aber zum Schluß des Gastmahls der grofse Sesamkuchen aufgetragen wurde, bemächtigte sich der Frontist (der unter dem Essen der Stillste und Geschäftigste von Allen gewesen war) des Worts mit allgemeiner Einstimmung, und bewies uns, nachdem er seinen Kuchen einem hinter ihm laurenden kleinen Bedienten einzu-

sacken gegeben hatte, ¹²⁾ aus voller Selbstüberzeugung: „das höchste Gut bestehe in dem Entschluß, freywillig aller Dinge aufser uns zu entbehren, und den reinsten und vollständigsten Selbstgenuß im bloßen Daseyn zu finden.“ Zur Erläuterung dieses paradoxen Satzes brachte der Mann Anfangs einige kurzweilige Dinge vor; z. B. einen Beweis, daß die Menschen durch eine künstliche Verminderung der Ausdünstung und eine allmähliche Austrocknung des Magens zuverlässig so weit kommen könnten, bloß von Luft und Wasser zu leben; ingleichen daß das gesellschaftliche Leben und die Sprache als die zwey größten Hindernisse unsrer Vervollkommenung anzusehen seyn, und es also ohne eine gänzliche Absonderung der Menschen von einander nie möglich seyn werde, zu jener reinen Existenz an sich selbst, und in sich selbst, und durch sich selbst und für sich selbst zu gelangen, in welcher unser höchstes Gut bestehe. Dieser Unsinn schien eine Zeit lang die ganze Gesellschaft zu belustigen: aber als unser Frontist, um uns desto gründlicher zu überzeugen, sich von einer Abstraktion zur

andern empor arbeitete, und endlich so hoch über die Region des Menschenverstandes hinauf gekommen war, daß er uns Erklärungen von Worten, wobey nichts zu denken war, und Worte für Begriffe, die keinen Gegenstand hatten, geben wollte, wurde er durch einen allgemeinen Aufstand unterbrochen, und an das ewige Schweigen erinnert, das er sich durch seine Grundsätze selbst auferlegt habe. Alle übrigen vereinigten sich nun in dem Wunsche, daß Aristipp zugegen seyn möchte, um den Ausspruch zu thun, welche der vorgetragenen Auflösungen des Problems die wahre sey, oder, wofern er keine dafür halte, uns seine eigene mitzutheilen.

Ich versprach, dich von allem Vorgegangenen zu benachrichtigen, und da ich dich für zu bescheiden hielt das Amt eines Richters zu übernehmen, dich wenigstens zu bewegen, uns deine Meinung von der Sache zu sagen. Ich verspreche mir von deiner Gefälligkeit, Freund Aristipp, du werdest nicht wollen, daß ich vergebens drey lange Stunden mit dem Schreibstift in der Hand, auf meinem Faulbettchen gesessen haben soll. — Ich darf

nicht vergessen, daß wir uns ausbitten, die hiermit an dich gelangende Frage einer genauern Aufmerksamkeit zu würdigen, und uns deine Gedanken, ohne Sokratische Ironie, in ganzem Ernst mitzutheilen.

26.

Aristipp an Lais.

Du hast wohl gethan, schöne Lais, daß du mich ausdrücklich angewiesen hast, mich über das seltsame Problem, womit dich deine gelehrte Tischgesellschaft neulich unterhalten hat, ernsthaft vernehmen zu lassen; denn ich gestehe, daß die Frage: „was das höchste Gut des Menschen sey?“ in meiner Vorstellungsart etwas lächerliches hat, und daß mir nie eingefallen wäre, sie könnte von so weisen Männern, wie die bärtigen Genossen deiner sofistischen Sympotien sind, in wirklichen Ernst aufgewor-

fen und beantwortet werden. Meine erste Frage bey jeder Aufgabe dieser oder ähnlicher Art, ist: wozu soll's? Bey dieser, dünkt mich, fällt es auf den ersten Blick in die Augen, daß es uns zu nichts helfen könnte, das Höchste zu kennen, da es uns doch, eben darum, weil es so hoch über uns schwebt, unerreichbar ist. In dieser Rücksicht möchte wohl der Äsopische Fuchs, der die Trauben, die ihm zu hoch hingen, für sauer erklärte, mehr praktische Weisheit gezeigt haben, als wir, wenn wir uns die Augen aus dem Kopfe gucken, um in einer so schwindlichten Höhe ein Gut zu entdecken, welches wir mit allen unsern Sprüngen doch nie erschnappen werden. Beym Genuß eines Guten kommt es nicht auf die Größe desselben, sondern auf unsre Empfänglichkeit an. Das erfreulichste aller Dinge, das Licht, ist für den Blinden Nichts; an der festlichsten Tafel des großen Königs kann der gierigste Fresser nicht mehr zu sich nehmen als sein Magen faßt; und einer Mücke kann es gleich viel seyn, ob sie aus einer Muschelschale oder aus dem Ocean trinkt. Du selbst, schöne Lais, hast, indem du

mir das Problem vorlegst, mit einem einzigen Aristofanischen Worte versehen, daß die Unart der Menschen, „die Schnäbel immer nach unerreichbaren Dingen aufzusperren,“ dir selbst eben so lächerlich ist als mir. Indessen du willst daß ich ernsthaft von der Sache spreche, und ich geborche um so williger, da vielleicht am Ende doch ein Resultat herauskommen dürfte, daß die Mühe des Weges bezahlt, auf welchem wir es gefunden haben.

Vor allen Dingen also wollen wir uns erinnern, daß die Wörter gut und böse (wie alle andern, welche irgend eine Beschaffenheit oder Eigenschaft, die wir den Dingen zuschreiben, bezeichnen) immer von solchen Gegenständen gebraucht werden, welche nur in ihrer Beziehung auf uns, d. i. unserm Gefühl, unserer Einbildung oder unserm Urtheil nach, gut oder böse sind. Alles was ist, mag an sich sehr gut seyn; aber das braucht uns nicht zu kümmern, denn es kann uns nichts helfen. Wir haben bloß zu fragen: ob ein Ding uns gut oder böse sey? das ist, ob es uns wohl oder übel bekommen wer-

d e. Der Krokodil ist in der Leiter der Naturwesen was er seyn soll, und also in seiner Art so gut als ein anderes Thier; aber für die Anwohner des Nils ist er ein sehr schlimmer Nachbar.

Die Frage, „was ist für den Menschen gut oder böse,“ ist also immer eine mehr oder minder verwickelte Aufgabe, bey deren Auflösung das Meiste auf Ort, Zeit und Umstände ankommt. Dasselbe Wasser, das in Fässern und Krügen dem Seefahrer unentbehrlich ist, taugt nichts im Schiffsraum; dasselbe Feuer, das auf dem Herde gut ist unsre Speisen zu kochen, würde in einer angefüllten Scheune grosses Unglück anrichten; eben derselbe Trank ist dem Kranken Arznei, dem Gesunden Gift; oder in dieser Krankheit in kleiner Gabe heilsam, in einer andern, und in grössrer Porzion genommen, tödlich. Ich zweifle sehr, oder ich behaupte vielmehr für gewiss, das man mir, im ganzen Umfang der Natur, selbst unter den nützlichsten und unentbehrlichsten Dingen kein einziges nennen könne, das auf andre Weise als unter gewissen Bedingungen und Einschränkungen gut für uns ist. Das nehmliche

gilt von allen Beschaffenheiten, Natur- und Glücksgaben, die dem Menschen beywohnen, wie von allen Lagen und Zuständen, worin er sich befindet. Vollkommene Gesundheit (ein so hohes Gut, daß ein König, wenn er von den natürlichen Strafen der Unmäßigkeit gefoltert wird, sie mit der Hälfte seines Reichs zurückzukaufen wünscht) ist für den, der sie mißbraucht, eines der größten Übel. Schönheit, Witz, Talente, Reichthum, hohe Ehrenstellen, Macht, Zepter und Kronen, wie oft haben sie schon ihre Besitzer ins tiefste Elend und Verderben gestürzt? Ist doch sogar das Leben, die erste Bedingung alles Genusses, selbst nur bedingungsweise ein Gut, und wird täglich von vielen Tausenden entweder aus Pflicht oder zu Befriedigung dieser oder jener Leidenschaft in die Schanze geschlagen! Sogar Wahrheit, Gerechtigkeit, Weisheit und Tugend, wie schön und gut sie sich in der Idee dem Verstande darstellen, sind doch nicht unter allen Umständen und Beziehungen, für jeden Menschen in jeder Bedeutung des Worts, gut. So ist, z. B. nicht gut die Wahrheit zur Unzeit oder auf eine ungeschickte

Art zu sagen; so ist nicht jedem gut, alles Wahre zu wissen; so ist möglich, daß ein gerechter Richter mir Unrecht thut, indem er mich nach einem gerechten Gesetze verurtheilt; so ist das höchste Recht zuweilen Unrecht; so giebt es keine Tugend, die für den, der sie ausübt, nicht entweder durch irgend einen äußerlichen Umstand oder durch seine eigene Schuld zu einer Quelle von wirklichen Übeln für ihn selbst und andere werden könnte; so kann was an dem einen Weisheit ist, an einem andern Thorheit seyn, u. s. w. Wenn nun alles, was die Menschen gut nennen, nur unter gewissen Umständen und Einschränkungen, also nur durch rechten und weisen Gebrauch wirklich gut für uns ist; wenn das Gute unter gewissen Bedingungen zum Übel, und, aus gleichem Grunde, das Böse zum Gut werden kann: wird nicht, aller Wahrscheinlichkeit nach, eben dasselbe von jedem höhern, und so endlich auch von dem höchsten Gute gelten? Klingt es aber nicht widersinnig, daß das höchste Gut, bey veränderten Personen und Umständen, das höchste Übel seyn könnte?

Die bisherige Betrachtung scheint uns

das glänzende Fantom, dem wir nachgehen immer weiter aus den Augen gerückt zu haben. Laß uns versuchen, ob wir ihm vielleicht auf einem andern Wege wieder näher kommen werden. Wir suchen das höchste Gut des Menschen. Die erste Frage müßte also seyn: was ist der Mensch? Die Natur stellt lauter einzelne Menschen auf, und es fehlt viel, daß diese nichts als gleichlautende Exemplarien eines und ebendesselben Originals seyn sollten. Der Mensch ist also entweder bloß ein kollektives Wort für die sämtlichen einzelnen Menschen, vom ersten Paar, daß aus dem Schooß der Erde oder des Wassers hervorging, bis zu den letzten, die das Unglück oder Glück haben werden, die nächste, unsrer Welt von den Pythagoräern geweissagte, Verbrennung zu erleben, — oder es bezeichnet einen idealischen Koloss, der aus dem, was alle Menschen gemein haben, gebildet ist, und wovon, nach Plato, der bloße Schatten durch die Ritzen unsers Kerkers in unsre Seele fällt, indess das Urbild selbst in der intelligibeln Welt der Platonischen Ontoos Ontoon wirklich vorhanden ist. Da ein bloßer Schatten, zu-

mahl der Schatten eines bloß intelligibeln Dinges, ein gar zu dünnes, leeres und flüchtiges Unding ist, um ein brauchbares Resultat zu geben, so werden wir uns wohl an den ersten Begriff halten müssen, der als eine Prosopopöie des ganzen Menschengeschlechts betrachtet werden kann.

Um die Menschen, so wie sie als die regierende Familie im Thierreich wirklich und leibhaft auf dem Erdboden herumwandeln, so viel möglich mit Einem Blick zu übersehen, wollen wir uns, mit deiner Erlaubniß, Laiska, in Gedanken entweder mit dem Trygäus des Aristofanes auf einen Balkon der Jupitersburg, oder auf die höchste Thurmspitze seiner Nefelokokkygia stellen, und dann sehen — was zu sehen seyn wird. Das erste, denke ich, ist die erstaunliche Verschiedenheit dieser sonderbaren Thiere, die man unter dem kollektiven Nahmen Mensch zu begreifen genöthigt ist, da sie, bey der auffallendsten Ungleichheit unter sich selbst, gleichwohl von allen andern Thierarten zu stark abstechen, um zu einer derselben gerechnet werden zu können. Wir sehen

einige in kleiner Anzahl, nackend oder nur sehr dürftig bekleidet und mit Bogen, Pfeilen und Spiessen bewaffnet, in ungeheuren Wäldern umherschweifen, wo ihr bey nahe einziges Geschäft ist, die wilden Thiere zu verfolgen die ihnen zur Speise und zur Kleidung dienen. Andere finden wir an den Ufern großer Seen beschäftigt, mit Angelruthen oder Netzen dem Wasser einen oft karglichen Unterhalt abzuverdienen. Wieder andere bringen unter mildern Himmelsstrichen ihr Leben mit Viehzucht und Hütung ihrer Herden hin; und noch andere, genöthigt die geringere Freygebigkeit der Natur durch strenge Arbeit zu ersetzen, sehen wir mit den ersten Anfängen des Ackerbaues, der Gärtnerey, der Baukunst und Schiffahrt beschäftigt. Alle diese verschiedene Menschengeschlechter leben in einer Art von thierischer Freyheit, mehr oder weniger armselig, oft kümmerlich, aber wenn sie nur nothdürftig zu leben haben, mit ihrem Zustande zufrieden, weil sie keinen bessern kennen.

Was meinst du nun, daß diese Jäger, Fischer, Hirten und Pflanze, die sich noch glücklich preisen, wenn sie mit müh-

seliger Anstrengung aller ihrer Kräfte sich des nothdürftigen Uterhalts für einige Tage oder Monate versichern können, was meinst du, daß sie sich für eine Vorstellung von dem höchsten Gute machen? Frage sie, und du wirst hören, daß ihre üppigsten Wünsche nicht über eine glückliche Bärenjagd, einen starken Fischzug, die Verdopplung ihrer Herden, und eine reichliche Ernte hinausgehen; und erschiene ihnen ein Gott, der es in ihre Wahl stellte, was sie von ihm erbitten wollten, weder ihre Einbildungskraft noch ihre Vernunft würde sie weiter führen, als zu der hohen Glückseligkeit ihr Leben lang ohne Mühe, Gefahr und Arbeit — die Forderungen ihres Magens befriedigen zu können.

Diese Naturmenschen machen indess, wiewohl sie vielleicht den größten Theil des Erdbodens einnehmen, den kleinsten des Menschengeschlechts aus. Der weit größere lebt in bürgerlicher Gesellschaft, wenige in Freystaaten, wo Anfangs die Noth, in der Folge das Verlangen nach Wohlstand, Reichthum und Ansehen, unter dem belebenden Einfluß einer durch weise Gesetze zu-

gleich begünstigten und eingeschränkten Freyheit, alle Arten von Entwicklung der menschlichen Fähigkeiten, Leibes und Geistes Übungen, Handarbeiten, Künste und Wissenschaften hervorgebracht, und zum Theil auf eine bewundernswürdige Höhe getrieben hat, Diese über ein großes Stück von Asien und Europa und die nördliche Küste von Lybien verbreiteten, mehr oder weniger ausgebildeten Menschen scheinen, bey dem ersten Überblick, sich zu jenen rohen Kindern der Natur wie die Götter zu den Menschen zu verhalten: forschen wir aber genauer nach, so werden wir uns bald überzeugen, daß unter einer Myriade policiierter Menschen neun tausend sind, die sich überhaupt viel weniger glücklich, ja oft viel unglücklicher fühlen oder wähnen, als jene nackten Waldmänner, Troglodyten und Ichthyofagen. Denn bey weitem die grössere Zahl lebt in Armuth und Mangel an allen Bequemlichkeiten; genießt wenig oder nichts von den Früchten des anscheinenden Wohlstands und Reichthums des Staats; muß, um einer kleinen Anzahl üppiger Müßiggänger ein prachtvolles und vollüstiges Le-

ben zu verschaffen, über Vermögen arbeiten, und sich oft schlechter nähren als die Wilden, und damit an ihrem Elend nichts fehle, geduldig zusehen, wie die Müßiggänger sich auf ihre Unkosten wohl seyn lassen. Nun frage ich dich abermahl: was dünkt dich das für die neunzig hundert Theile der polizierten Menschheit nach ihrer eigenen Schätzung, das höchste Gut seyn werde? Wir wollen sie selbst nicht fragen; den sie sind nicht unverdorben genug, uns, wie ihre Brüder in den Wäldern des Atlas, Kaukasus und Imaus, die wahre Antwort zu geben. Aber rechne darauf, daß sie sich von keiner höhern Glückseligkeit träumen lassen, als täglich zu leben wie die Freyer der Penelope, oder die Höflinge des Alcinous in der Odysse, und, wie diese, aller Arbeit überhoben zu seyn. Grobe sinnliche Befriedigungen bey nie abnehmender Gesundheit und Stärke, und ein müßiges sorgenfreyes Leben, diess ist was sie sich als das höchste Gut denken, und höher gehen weder ihre Wünsche, noch ihre dermahlige Empfänglichkeit. Und warum nicht? da unter den übrigen schwerlich zehen vom

Hundert sind, in deren Busen, wenn Prometheus nicht vergessen hätte ihn durchsichtig zu machen, wir nicht eben dieselben Wünsche, nur mehr oder weniger verfeinert und auf alle ihre Leidenschaften ausgedehnt, erblicken würden. Wenigstens läßt mich, was ich über diesen Punkt bisher wahrgenommen habe, nichts anders glauben. Sinnlichkeit ist nun einmahl die Grundlage der menschlichen Natur; essen, trinken und schlafen, das erste Bedürfnis, das erste Geschäft und das erste Vergnügen des Kindes, so wie das letzte des Greises, bey welchem das Wohlbehagen an den Vergnügungen des Gaumens in eben dem Verhältniß zunimmt, wie das Vermögen andre Triebe zu befriedigen abnimmt und aufhört. Stelle einen jeden Sophisten, der diess nicht gestehen will, ohne daß er deine Absicht merken kann auf die Probe, und du wirst schwerlich einen einzigen finden, der seine prahlerische Theorie nicht durch die That Lügen strafen wird.

Wie dann, Laiska? Dein scherzender Philosoph, sollte also am Ende doch noch Recht behalten? — Ja, und Nein, sage ich; und wenn diess widersinnig klingt,

wer kann dafür, wenn der Mensch, seiner Centaurischen Natur nach, ein so widersinnisches Ding ist, daß mein Freund Plato sich und uns nicht besser zu helfen weiß, als durch den wohlmeinenden Rath, den thierischen Theil geradezu abzuwürgen, und den geistigen allein leben zu lassen. Meine Vorstellungsart erlaubt mir nicht, so streng mit der Hälfte meines Ichs zu verfahren; und da diese Doppelnatur nun einmahl mein dermahliges Wesen ausmacht, so denke ich vielmehr alles Ernstes darauf, einen billigen Vertrag zwischen beyden Theilen zu Stande zu bringen; mit dem Vorbehalt, falls es mir damit nicht gelingen sollte, mich auf die Seite der Vernunft zu schlagen, und vermittelst ihrer Oberherrschaft über den animalischen Theil diese Sokratische Sofrosyne in mir hervorzubringen, die zwar nicht das höchste Gut, aber doch gewiß ein sehr großes, und zum reinen Genuß aller andern unentbehrlich ist. Im Grunde sollte jener Vertrag so schwer nicht zu stiften seyn, da die Natur selbst in beyden Theilen schon Anstalt dazu gemacht, und dem geistigen eine sonderbare Anmuthung

zu dem thierischen, diesem hingegen, trotz seiner angeborenen Wildheit, eine eben so sonderbare Willigkeit sich von jenem zäumen und regieren zu lassen, eingepflanzt hat. In der That kommt in dieser Rücksicht alles darauf an, daß das Thier, wenn es seine Schuldigkeit thun soll, fleißig zur Arbeit und zum Gehorsam angehalten, aber auch wohl behandelt, gut genährt und hinlänglich gewartet werde. Sobald es merkt, daß der regierende Theil es wohl mit ihm meint, ist es folgsam und geschmeidig; wird ihm aber übel begegnet, gleich fängt es an muckisch zu werden; beißt um sich, schlägt aus, spreitzt, bäumt und wälzt sich, und läßt nicht nach, bis es den Reiter abgeworfen hat. Ist dieser überhaupt nicht stark und verständig genug den Zügel recht zu führen, und sein Thier im Respekt zu erhalten, was Wunder wenn es mit ihm durchgeht, und sich gerade so meisterlos aufführt, als ob es keinen Herren über sich erkannte?

Um diese Allegorie nicht zu lange zu verfolgen, bemerke ich nur, daß das Daseyn der Vernunft und ihr Einfluß auf unsre sinnliche oder thierische Natur sich,

wie bey den Kindern schon in der frühen Dämmerung des Lebens, so bey allen, selbst den rohesten Völkern schon in den ersten Anfängen der Kultur vornehmlich darin beweist, daß sie (wofern nicht besondere klimatische oder andere zufällige Ursache im Wege stehen) sich selbst und ihren Zustand immer zu verschönern und zu verbessern suchen. So langsam es Anfangs damit zugeht, so schnell nimmt der Trieb zum Schönen und Bessern zu, wenn einmahl gewisse Perioden zurückgelegt sind, und die Vernunft selbst in ihrer Entwicklung einen gewissen Grad von Stärke erreicht hat. Das wir aber demungeachtet im Ganzen noch so weit zurück sind, liegt wohl hauptsächlich an der Kürze unsers Lebens, welches in Verhältniß mit allen übrigen Bedingungen, unter welchen wir es empfangen, in viel zu enge Grenzen eingeschlossen ist, als daß die Menschen (wenige Ausnahmen abgerechnet) große Fortschritte zur Verbesserung ihres eigenen innern und äußern Zustandes machen, oder etwas Beträchtliches zum allgemeinen Besten beytragen könnten: indessen zeigt sich doch von einer Generation zur andern ein gewisses,

im Kleinen meist unmerkliches, aber im Großen ziemlich sichtbares S t r e b e n nach dem, was man füglich (wie ich glaube) den Zweck der Natur mit dem Menschen nennen kann. Und was könnte dieser anders seyn, als die immer steigende Vervollkommnung der ganzen Gattung, wozu jeder einzelne der einst da war, etwas (wie wenig es auch sey) beygetragen hat, und von welcher nun hinwieder jede neue Generazion und jedes einzelne Glied derselben mehr oder weniger Vorthail zieht? Da nichts, was einmahl da war oder geschah, ohne Folgen ist, also nichts ganz verloren geht; da jedes Jahrzehend und Jahrhundert seine Versuche, Erfahrungen, Entdeckungen und Erfindungen den Nachkommenden zur Fortsetzung, Ausbildung, Verbesserung und Vermehrung überliefert, so kann dieß schlechterdings nicht anders seyn. Die Rückfälle, die man von Zeit zu Zeit wahrzunehmen wähnt, die alte Sage, „daß nichts neues unter der Sonne geschähe,“ und die Abnahme der menschlichen Gattung, die man uns schon aus dem alten Homer erweisen zu können glaubt, sind nur anscheinend. Besondere

Völker, einzelne Menschen können wohl in einigen Stücken schlechter als ihre Vorfahren werden; aber das Menschengeschlecht, als Eine fortdauernde Person betrachtet, der unsterbliche Anthropodämon Mensch, nimmt immer zu, und sieht keine Grenzen seiner Vervollkommnung. Denn nur dem einzelnen Menschen, nicht der Menschheit, sind Grenzen gesetzt.

Die Fortschritte, welche wir Griechen seit der Zeit da Europens Bewohner noch stammelnde Waldmenschen und Troglo-
dyten waren, bis zu der Stufe, worauf wir dermahlen stehen, gemacht haben, werden andre Menschen, vielleicht ganz andre Völker, nach uns in den nächsten Jahrtausenden fortsetzen, und unfehlbar wird eine Zeit kommen, wo die Menschen durch künstliche Mittel sehen werden, was uns unsichtbar ist; wo sie Schätze von Kenntnissen, wovon sich jetzt niemand träumen läßt, gesammelt, neue Mineralien, Pflanzen und Thiere, neue Eigenschaften der Körper, neue Heilkräfte, kurz, unendlich viel Neues im Himmel, auf Erden und im Ocean entdeckt, und vermittelst alles dessen nicht

nur unsere Erfindungen viel höher getrieben, sondern eine Menge uns ganz unbekannter Künste und Kunstwerkzeuge erfunden haben werden, u. s. w.

Nun, meine Freundin, sind wir auf der Höhe, von welcher aus wir uns, dünkt mich, überzeugen können, daß die Aufgabe, die du mir zu lösen gegeben hast, unauflösbar ist. Es giebt kein andres höchstes Gut (wenn man es so nennen will) für den Menschen, als, „das zu seyn und zu werden, was er nach dem Zweck der Natur seyn soll und werden kann: aber eben dieß ist der Punkt, den er nie erreichen wird, wiewohl er sich ihm ewig annähern soll. Wo über jeder Stufe noch eine höhere ist, giebt es kein Höchstes — als täuschungsweise; wie dem, der einen hohen Berg ersteigen will, diese oder jene Spitze die höchste scheint, bis er sie erklettert hat, und nun erst sieht, daß neue Gipfel sich über ihm in die Wolken thürmen. Alles, was für einen Menschen in seinem dermahligen Leben (dem einzigen, das er kennt) gut ist, ist zur rechten Zeit, am rechten Ort, im rechten Maß, und recht gebraucht, für den Augenblick das Höchste;

für den unsterblichen Menschen giebt es kein Höchstes als das Unendliche. Weiter, schöne Laiska, habe ich's bis jetzt nicht bringen können, und ich zweifle nicht, daß viel daran fehlt, daß meine Antwort deinen Sofisten und Frontisten genug thun sollte. Was mich selbst betrifft, ich habe nie nach hohen Dingen, geschweige nach dem Höchsten, getrachtet; und dafür haben mir die Götter immer reichlich mehr gegeben, als ich zu begehren gewagt hätte. Von allen ihren Gaben die reichste ist, daß sie mich mit dir zu gleicher Zeit geboren werden ließen, mich mit dir zusammen brachten, und in der Stunde, da du mir deine Freundschaft schenktest, mich auf mein ganzes Leben zu einem der glücklichsten Sterblichen weihten. Müßt' ich nicht Adrasteien zu erzürnen fürchten, wenn ich meine Wünsche noch höher zu treiben versuchen wollte?

Kleonidas an Aristipp.

Seit einiger Zeit befindet sich ein junger Perser Namens **A r a s a m b e s** hier, der großes Aufsehen macht. Er ist (um bey dem anzufangen, was zuerst in die Augen fällt) der schönste Mann, den ich noch gesehen habe, von hoher Geburt (seine Mutter war eine Schwester des letzten Königs) und, wie es scheint, Herr eines unermesslichen Vermögens. Sein vor kurzem verstorbener Vater, welcher Statthalter von Syrien gewesen war und seinen Sohn zu einer Stelle bestimmte, wo (seiner Meinung nach) ein feineres politisches Verhältniß gegen die vornehmsten Griechischen Freystaaten dem Dienst des großen Königs nützlich seyn könnte, hatte ihn zu diesem Ende schon in der ersten Jugend zu Sardes und Efesus nach Griechischer Art erziehen lassen. Er spricht unsere Sprache sehr geläufig, kennt unse-

re Dichter, und in Übungen, die sich für eine Person seines Standes schicken, thut es ihm hier keiner zuvor. Er verbindet morgenländische Prachtliebe mit Griechischem Geschmack, hat die schönsten Pferde, die jemahls in Ionien gesehen wurden, und macht sich den Milesiern durch die funkelnden Dariken, die er in Umlauf bringt, nicht wenig beliebt.

Du erräthst leicht, Aristipp, was dir alle diese Vorboten ankündigen. Wie hätte ein so verzärtelter Günstling der Götter gegen die Reitze des schönsten Weibes unserer Zeit gleichgültig kleiben können? Es scheint vielmehr, Eros, der sich nicht immer an ungleichen und widersinnischen Verbindungen belustigt, habe ihn geflissentlich nach Milet geführt, damit er die Einzige fände, die ihn selbst zweifelhaft machen kann ob er ihrer Liebe würdig sey. Kurz, A r a s a m b e s liegt, mit adamantenen Ketten gebunden, zu den Füßen der schönen Lais, und erwartet von ihren Lippen die Entscheidung, „ob er der glücklichste oder der elendeste aller Sterblichen seyn soll.“ Sie scheint noch unentschlossen, wiewohl ich es für unmöglich halte, daß sie von so vielen

Vorzügen und Versuchungen nicht endlich überwältiget werden sollte. Aber das wunderbare Weib behält immer so viel Herrschaft über sich selbst, daß es noch keinem gelungen ist, ihre schwache Seite ausfindig zu machen; und wenn sie seiner Leidenschaft endlich nachgiebt, so geschieht es gewiß nicht anders, als mit Vorbehalt ihrer Freyheit, die ihr, wie sie sagt, um den Thron des großen Königs selbst nicht feil wäre. Auch kennt Arasambes sie schon zu gut, um sich von den reichen Geschenken, womit er sie überhäuft, viele Wirkung zu versprechen; und damit man sehe, daß er selbst keinen Werth darauf lege, schenkt er einen Perlenschmuck, der zwanzig Attische Talente werth ist, mit einer Miene weg, als ob es eine vergoldete Haarnadel wäre, und bloß dadurch zu etwas werde, wenn sie es anzunehmen würdige; aber er treibt es in dieser großen Manier so weit, daß unsre Freundin für nöthig hielt, ihm zu erklären, daß sie unter keiner Bedingung weder kleine noch große Geschenke mehr von ihm annehmen würde. Du weißt, in welchem Grade die Zauberin es in ihrer Gewalt hat, selbst dem Verwegensten

diese Art von zurückschauender Ehrfurcht zu gebieten, wovon man beym Eintritt in das heilige Dunkel eines berühmten Tempels oder Hains unfreywillig befallen wird. Arasambes, der sie wirklich bis zur Anbetung liebt, fühlt sich durch diese abergläubische Scheu noch mehr als andere durchdrungen, und bedarf daher eines Vertrauten um so mehr, da die ungewohnte Zurückhaltung seiner Leidenschaft ein peinlicher Zustand ist, den er nicht sehr lange ausdauern könnte. Dieser Vertraute, mein Freund, — bin ich selbst, und höre, wie ich dazu gekommen bin. Bald nach meiner Zurückkunft nach Milet gerieth ich auf den Einfall, das berühmte allegorische Märchen vom Prodikus, den Herkules auf dem Scheidewege, in zwey Seitenstücken zu mahlen; so daß Lais in dem einen die Tugend, in dem andern die Wollust vorstellt, und (wie du bereits errathen hast) der junge Göttersohn im einen der Erstern, im andern ihrer reizenden Gegnerin die Hand reicht. Ich arbeitete mit Liebe an diesen Bildern, aber so geheim, daß sogar Musarion nichts davon gewahr ward. Als sie vollendet waren, fügte

sichs, daß mein Perser (der schon vorher eine besondere Zuneigung auf mich geworfen hatte, und die Kunst liebt) in meine Werkstatt kam, und über die beyden Bilder in ein solches Entzücken gerieth, daß ich mich genöthigt sah, sie ihm zu überlassen, nachdem ich ihn mit vieler Mühe dahin gebracht, von der Hälfte des Preises, den er selbst darauf setzte, abzustehen. Von dieser Zeit an hat er mich zum Vertrauten und Vermittler seiner Leidenschaft gemacht, und da Tyche in ihrer freygebigsten Laune unsrer verschwenderischen Freundin nichts angemessneres hätte zuschicken können als einen solchen Liebhaber; so hoffe ich mein Geschäft zu beyder Theile Zufriedenheit bald und glücklich zu Ende zu bringen.

Wenn ich mich nicht sehr an dir irre, lieber Aristipp, so wirst du dich in dieß Alles wie ein weiser Mann fügen, und mit einer Freundschaft, die dir immer ein beneidenswerthes Vorrecht vorbehalten wird, sehr wohl vorlieb nehmen können.

Aristipp an Kleonidas.

Die Nachrichten, die du mir von unsrer Freundin mittheilst, stimmen zu gut in meine üppigsten Wünsche für ihr Glück, als dafs sie mir nicht grofse Freude gemacht haben sollten. Die Liebe eines solchen Mannes, wie dein Perser, ist das einzige ihrer nicht ganz unwürdige Mittel, ihre gewohnte Lebensart immer fortzuführen, in so fern sie nur von sich erhalten kann, ihrer grofsherzigen Verachtung des verächtlichsten und schätzbarsten, unentbehrlichsten und unbranchbarsten aller sublunarischem Dinge einige Schranken zu setzen, und nur so viel Ökonomie in ihr Hauswesen zu bringen, als der grofse König selbst nöthig hat, wenn er mit seinen Einkünften auslangen will. Dafs sie den prächtigen Vogel nicht eher, als bis es ihr selbst gefällt, aus ihrem goldnen Käfig entlassen, und hingegen fleissig dafür sorgen wird, ihre eigene Person von den verhafsten Gese-

tzen der morgenländischen Gynäzeen frey zu erhalten, bin ich zu gewiß, als daß sie hierüber meines Rathes bedürfte. Es bleibt mir also nichts übrig, als mich ihres Glückes zu freuen, und zu wünschen, daß sie es recht lange dauern lasse.

Du urtheilst sehr richtig von mir, Freund Kleonidas, wenn du mich der Narrheit, die Sonne für mich allein behalten zu wollen, unfähig glaubst. Eben so wenig soll es, wie ich hoffe, jemahls in die Macht einer Person oder einer Sache, die ich liebe, kommen, sich mir in einem so hohen Grade wichtig zu machen, daß ich ihrer nicht ohne Verlust meiner Gemüthsruhe entbehren könnte. Ich liebte die schöne Lais beym crsten Anblick, weil sie mir gefiel; und sie gefiel mir aus eben der Ursache, warum mir irgend etwas gefällt, und desto mehr, je mehr sie zugleich die Summe meiner feineren Gefühle vermehrte, und meinen Geist in die angenehmste Thätigkeit setzte. In allem diesem ist mirs, denke ich, wie jedem andern Menschen. Aber was ich vor meinem unbekannten Freund Arasambes und vielen andern voraus ha-

be, ist: daß die schöne Lais selbst mit
 allen ihren Vollkommenheiten für mich
 kein unentbehrliches, geschweige mein
 höchstes Gut ist. Ich habe Augen
 für alle ihre Vorzüge, Sinn für alle ihre
 Reitze; sie ist mir alles, was sie einem
 Manne von Verstand und Gefühl seyn
 kann; aber sie vermag (einzelne Augen-
 blicke vielleicht ausgenommen) wenig
 oder nichts über meine Ereyheit; ich ver-
 lasse sie ohne mich losreißen zu müssen,
 sogar wenn sie lieber sähe daß ich blie-
 be; ich komme mit dem lebhaftesten
 Vergnügen wieder, und scheide zum zwey-
 ten, dritten und vierten Mahl, immer
 durch den Gedanken des Wiedersehens
 wohl getröstet und im Gleichgewicht er-
 halten. Indessen würde ich mich selbst
 belachen, wenn ich mir deßwegen viel
 auf meine Weisheit zu Gute thun woll-
 te. Du weißt daß ich mit einem Froh-
 sinn, der an Leichtsinn grenzt, geboren
 bin; ich fühle mehr schnell und lebhaft
 als tief; ich habe Sinn für alles Schö-
 ne und Gute, ohne Affektazion einer be-
 sondern Zartheit, und das Schöne-
 re und Bessere benimmt nach meiner
 Schätzung dem Geringern nichts. Bey

einer solchen Anlage war es natürlich, daß die bewundernswürdige Gleichmüthigkeit, wozu es mein edler Lehrer Sokrates mit einem vielleicht nicht so lenksamen Temperamente gebracht hatte, einen so starken Eindruck auf mich machte, daß ich mir vornahm, mich öfters, auch ohne besondere Veranlassung, in Bezwingung meiner Begierden und Schwichtung meiner Wünsche zu üben. Kurz, ich machte mir zur Maxime: mich in allem mit dem Guten in jedem leidlichen Grade zu behelfen, ohne hartnäckig auf dem Besten zu bestehen; und ich befinde mich bey dieser Mäßigung so wohl, daß ich meine Diät einem jeden anrathen möchte, der es mit sich selbst so gut meint, daß er um grössere Unlust zu vermeiden, lieber weniger Vergnügen haben, als Gefahr laufen will, einen Platz an der Göttertafel mit der Strafe des Tantalus zu bezahlen. Dadurch gewinne ich den Vortheil, daß ich mich auch bey Nektar und Ambrosia bescheiden aufführe, und daher nie in den Fall kommen kann, meinen Übermuth so streng wie jener Gättersohn zu büßen.

Dieß heißt viel über sich selbst filosofiren! Brauche davon was du kannst, und fahre fort, mir mitzutheilen, was du mir gut findest.

Es war ein herrlicher Gedanke, Lieber, den du hattest, die schöne Lais unter zwey so entgegengesetzten und beyde doch so gut passenden Charaktern darzustellen. Du würdest dich mir durch eine Kopey von deiner eigenen Hand unendlich verbinden, wär' es auch nur von den beiden einzelnen Figuren. Vermuthlich setzt dein Persischer Freund seine Hoffnung auf die gefälligere Gestalt, wiewohl er seine Göttin unter beyden anbetet, Gewiß ist schwerlich jemahls ein schönes Weib so gleich geschickt gewesen, beyde Personen zu spielen, und sich selbst, sobald sie will, durch sich selbst auszulöschen. Ein gefährliches Talent, welches zu mißbrauchen sie, glücklicher Weise, keine Anlage hat. Indessen werde ich sie doch nie aus den Augen verlieren, um auf den Fall, da sie eines Freundes bedürfte, immer bey der Hand zu seyn; denn auf dem schönen, breiten und kurzweiligen Wege, den sie geht,

nicht zu verriren, ist schwerer als sie zu glauben scheint.

29.

Lais an Aristipp.

Kleonidas hat dir das Neueste aus Milet bereits zu wissen gethan. Eine freundliche Persische Perise (damit du doch siehest, daß ich durch meinen neuen Anbeter schon ein wenig gelehrter geworden bin) hat mir einen Liebhaber bis vom Eufrates her zugeschickt; und welcher einen Liebhaber! schön wie ein Medier, liebenswürdig wie ein Grieche, und bey nahe so reich wie Midas und Krösus! Denn was wir armen Griechen tausend Drachmen nennen, ist ihm eine Hand voll Obolen; und wie ich nöthig fand, seiner übermäßigen Freygebigkeit mit aller Strenge einer Gebieterin Einhalt zu thun, verwunderte sich der hoffärtige Mensch, daß ich solche Kleinigkeiten meiner Aufmerksamkeit würdigen möge. Wirklich scheint er eines so großen Maas-

stabs gewohnt zu seyn, daß er Geschenke, die einer Königin dargebracht werden dürften, für Kleinigkeiten ansieht; und sich daher ihrentwegen weder zu der mindesten Freyheit, noch zu Erwartung einer größern Gefälligkeit von meiner Seite, berechtigt glaubt. Das sticht nun freylich von der ökonomischen Manier der Söhne Deukalions, mit ihren Geliebten bey Drachmen und Obolen abzurechnen, gewaltig ab, und thut dem edeln Achämeniden, wie du leicht erachten kannst, keinen Schaden bey mir — Kurz, lieber Aristipp, dieser Aracambes ist ein sehr gutherziger und umgänglicher Barbar, und es ahnet mir zuweilen, ich werde noch in starke Versuchungen kommen, zu vergessen, daß ich eine Griechin bin, und die Entführung der schönen Helena an allen Asiaten zu rächen habe. Die einzige morgenländische Unart, die ihm ankleben mag, scheint ein ziemlicher Ansatz zur Eifersucht zu seyn, und diess wäre auch das einzige, das mich zurück schrecken könnte: Wenn er nicht so viel Zutrauen zu mir fassen kann, sich auf mein Wort ohne Riegel und Hüter sicher zu glauben, so brech'

ich ab, lass' ihm alle seine Geschenke wieder zustellen, und fahre mit dem ersten guten Winde nach Korinth zurück.

Mein Plan mit Musarion und Kleonidas ist zu seiner Reife gediehen; sie ist seiner Werth; und wiewohl er bisher (wenn wahre Liebe sich verhehlen liesse) ihr selbst und der ganzen Welt ein Geheimniß aus dem wahren Nahmen seiner zärtlichen Freundschaft zu ihr gemacht hat, so bin ich doch völlig gewiß, daß ich durch das Band, das ich zwischen ihnen zu knüpfen im Begriff bin, den feurigsten seiner Wünsche befriedige.

Du mein weiser Freund, liegst noch immer zu Samos den meteorischen Dingen mit so großem Eifer ob, daß ich Bedenken tragen sollte, dich mit den Puppenspielen, die uns Kindern der Erde so wichtig scheinen, in deinen erhabenen Anschauungen zu stören. Wie hoch du dich aber auch immer, selbst über die Jupitersburg und das luftige Wolkenkukkuksheim deines Freundes Aristofanes erheben magst, so denke ich doch meine Ansprüche an deine Freundschaft so leicht nicht aufzugeben, und schmeichle mir hinwieder, daß alle

Pythagorische Zahlen, Zirkel und Drey-
ecke nicht vermögend seyn sollen, deine
Anadyomene immer aus deiner Er-
innerung zu verdrängen.

30.

Kleonidas an Aristipp.

Freue dich meines Glücks mit mir, Ari-
stipp! Musarion, meine Musarion —
das war sie, meinen Gefühlen und Wün-
schen nach, schon beym ersten Blick;
aber, da mir die Absichten ihrer groß-
müthigen Vormünderin mit ihr unbe-
kannt waren, und ich es für unedel hielt,
ihre Zuneigung verstohlner Weise zu ge-
winnen, verschloß ich meine Wünsche
in meinen Busen, und hielt mich zurück,
sie sogar dir zu entdecken, vor dem
ich nie ein anderes Geheimniß haben
werde — diese Musarion, mein Freund,
ohne die für mich kein Glück ist, (halte
mir diesen einzigen Zug von Ungleich-
heit mit dir zu gut!) ohne die ich das
reinste Glück des Lebens nie gekannt

hätte, Sie ist mein! Sie wird mir in einen andern Welttheil folgen! In kurzem werden die hochzeitlichen Fackeln für deinen Freund angezündet. Möchtest du doch in Person gegenwärtig an unsrer Freude Antheil nehmen! Ich darf es nicht hoffen; aber ich sehe den Tag kommen, der uns in Cyrene, vielleicht enger als jemahls, wieder vereinigen wird.

Die schöne Lais, die Stifterin meines Glücks, hat sich ihrer sich selbst auferlegten Pflicht gegen die Tochter des Leontides, auf eine höchst edle Art erledigt, und bey den guten Aussichten, die ich in unserm Vaterlande habe, scheint mein künftiger Wohlstand so fest gegründet zu seyn, als es in diesem ewigen Wogen der menschlichen Dinge überhaupt möglich ist.

Auch der fürstliche Arasambes ist dem Ziel seiner feurigsten Wünsche nah. Lais scheint immer mehr Neigung zu ihm, Er immer mehr von dem Zutrauen, das man für ein höheres aber wohlthätiges Wesen fühlt, zu ihr zu fassen. Er will sie bloß ihr selbst, nicht seinem Ungestüm noch seinen Schätzen, zu danken haben; und diess ist, wenn ich sie recht

beurtheile, gerade das Geheimniß sie zu gewinnen. Sie werden, (wenigstens so lange als ihn der König nicht an seine Hofstatt beruft) abwechselnd bald zu Efesus, bald zu Sardes, bald auf den prächtigen Gütern, die er in Lydien hat, leben, und Lais wird einen Zauberkreis von Freuden und Scherzen, Musen und Grazien, um ihn her ziehen, der seine Wohnung in einen Göttersitz verwandeln wird.

Arasambes hat alles versucht, mich bey ihm zurückzuhalten: aber Umstände und Pflichten, und ich weiß nicht welches stille aber drängende Sehnen nach der vaterländischen Luft, rufen mich gebieterisch nach Lybien zurück. Doch werde ich, bis zu der Jahreszeit, die der Überfahrt die günstigste ist, bey ihm verharren, und wenn ich es irgend bewerkstelligen kann, dich, mein Freund, noch vorher zu Samos sehen.

31.

Aristipp an Lais.

Ich rathe dir, schönste und mächtigste

der Erdentöchter, opfere der Ate unverzüglich das kostbarste was du — entbehren kannst; denn du bist zu glücklich, als daß deine Freunde deinetwegen ruhig seyn dürften. Nicht, als ob du es für deinen Werth je zu viel seyn könntest: sondern weil es (wie man sagt) neidische Mächte giebt, welche nicht wollen, daß die Götter alle Schätze ihres Füllhorns so verschwenderisch auf ein einziges sterbliches Wesen herabschütten.

Arasambes ist, nach allem was mir Kleonidas von ihm meldet, deiner würdig, und, nach allem was du selbst anzudeuten scheinst, dem Glücke nach von Dir dafür erkannt zu werden. Deine Weisheit wird dich in dem goldnen Strom, worin du schwimmst, vor Übermuth bewahren; deine Edelmüthigkeit wird in einem weiten Kreise Glückseligkeit um dich her verbreiten; und die Klugheit, die ich dir wünsche, wird den Gedanken an die Zukunft und die ungewisse Flüchtigkeit des Gegenwärtigen nie ganz aus deiner Seele schwinden lassen. Auch erinnerst du dich, wie ich sicher hoffe, mitten unter den glänzenden und

rauschenden Freuden, die dich täglich umschwärmen werden, zuweilen eines Freundes, der in seiner Art vielleicht doch einzig ist, und den du immer da, wo du ihn liebst, wieder finden sollst. Denn weder Ort noch Zeit werden je die Gesinnungen schwächen, die dein erster Anblick in ihm anfachte und eine Folge freudebringender Horen, im trauten Umgang unsrer verschwisterten Seelen, zur Reife gebracht. Sollte auch eine Zeit kommen, die ihm jeden andern Genuß entzöge, so wird die bloße Erinnerung an Ägina, Korinth und Milet ihm Ersatz für alles seyn, und, so lang' er weiß daß du glücklich bist, ihn gegen alles, was seine Ruhe von aussen bestürmen könnte, gleichgültig machen.

32.

Aristipp an Hippias.

Ich höre mit vielem Vergnügen, daß du im Begriff bist das unruhige Samos zu verlassen und in die schöne und reiche,

den Frieden und die Künste des Friedens liebende Hauptstadt von Ionien zu ziehen, wo du dich in jeder Hinsicht besser befinden wirst; es sey, daß du einen würdigen Schauplatz für deine Talente, oder nur einen Ort suchest, wo du, so frey und angenehm als vielleicht an keinem andern in der Welt, einer selbst erwählten Gesellschaft von Freunden, den Musen und deinem Genius leben kannst. Was hätte dich auch länger in Samos zurückhalten sollen? Überall, wo die Athener den Meister spielen, ist in die Länge nicht gut wohnen. Ich habe öfters sagen hören, der Athener sey nirgends artig und liebenswürdig als in Athen selbst; ich für meine Person habe gefunden, daß sie allenthalben die liebenswürdigsten aller Menschen sind, sobald sie eine Ursache haben es seyn zu wollen, und die widerwärtigsten, sobald sie jenes für unnöthig halten. Wenn sie dieß zu Athen weniger zu seyn scheinen, so rührt es vielleicht von einer zwiefachen Täuschung her. In den Inseln sind sie die Wenigen an der Zahl, und ihre Unarten fallen daher um so stärker auf, zumahl da sie gewohnt sind,

sich gegen ihre Kolonien, Schutzverwandten, und Unterthanen alles zu erlauben. Zu Athen sind eben dieselben Unarten unter die ganze Masse der Bürger vertheilt, also an den einzelnen weniger auffallend, wie man sich im Lande der Buckligen bald gewöhnen würde lauter Höcker zu sehen. Überdies kommt den Athenern zu gut, daß alles, was ein gebildeter Mensch nur immer zu sehen, zu hören und zu geniessen verlangen kann, so vollständig und in einem so seltenen Grade von Vollkommenheit in Athen vereinigt ist, daß ein Fremder, der sich auf ein Mahl in den Mittelpunkt alles Großen, Schönen und Angenehmen versetzt glaubt, den Glanz, den das Ganze von sich wirft, auch auf den Einwohnern widerscheinen sieht, und das, was ihm von ihrer häßlichen Seite in die Augen fällt, um so mehr in einem mildernden Lichte betrachtet, je mehr sie sich Anfangs beeifern, ihm nur die schöne und gefällige zu zeigen. Du wirst in den ersten Tagen eine große Ähnlichkeit zwischen den Athenern und Milesiern finden: sie dient aber nur, die Verschie-

denheit desto auffallender zu machen, welche, meines Bedünkens, ganz zum Vorthail der letztern ist. Doch ich will deinem eigenen Urtheil nicht vorgreifen, und bin vielmehr begierig, das meinige dadurch entweder bestätigt oder berichtigt zu sehen.

Vermuthlich ist dir X o n o f o n s A n a b a s i s bereits zu Gesichte gekommen, die seit einiger Zeit so viel von sich und ihrem Verfasser zu reden macht; oder sollte es noch nicht geschehen seyn, so wirst du dich zu Milet leicht mit einem Exemplar versehen können, denn die Nachfrage nach diesem Buch ist so stark, daß die Bibliokapelen von Athen und Korinth nichts angelegners haben, als die Hände aller Geschwindschreiber, die in beiden Städten aufzutreiben sind, mit möglichster Vervielfältigung desselben zu beschäftigen. Ich glaube nicht zu viel von diesem Werke, so beschränkt auch der Gegenstand desselben ist, zu sagen, wenn ich es, in Rücksicht auf die historische Kunst, mit dem berühmten Kanon des Bildhauers Polyklet vergleiche, und behaupte, so müsse jede Geschichte geschrieben seyn, auf deren

historische Wahrheit man sich verlassen können soll. Die ganze Erzählung ist wie eine Landschaft im vollen Sonnenlicht; alles liegt hell und offen vor unsern Augen; nichts steht im Schatten, damit Etwas anderes desto stärker herausgehoben werde; alles erscheint in seiner eigenen Gestalt und Farbe; nichts vergrößert, nichts verschönert, sondern im Gegentheil jede so häufig anbietende Gelegenheit, das Ausserordentliche und Wunderbare der Thatsachen durch Kolorit und Beleuchtung geltend zu machen, geflissentlich vernachlässigt, und die Begebenheiten mit ihren Ursachen und Folgen, die Handlungen mit ihren Motiven und dem Drange der äufsern Umstände so natürlich verbunden, dafs das Wunderbarste so begreiflich als das Alltäglichs-te wird. Ein Mahler oder Dichter, von welchem alles diess gesagt werden könnte, würde schlecht dadurch gelobt seyn: aber was bey diesen Mangel an Genie und Kunst verleihe, ist, nach meinem Begriff, das höchste Lob des Geschichtschreibers. Xenophon hat es allen, die nach ihm kommen werden, schwer, wo nicht unmöglich ge-

macht, ihn hierin zu übertreffen. Nichts kann ungeschminkter, ja selbst ungeschmückter seyn als die naive Grazie seines Stils; nichts einfacher und anspruchloser als seine Art zu erzählen; nichts kaltblütiger und unparteyischer als seine Karakterschilderungen, die, bey aller Bestimmtheit und Schärfe der Zeichnung, doch so sanft gehalten und beleuchtet sind, daß jeder nachtheilige Zug ihm von der Wahrheit selbst wider Willen abgedrungen scheint. Übrigens gestehe ich gern, daß alles, was ich der Anabasis hier zum Ruhme nachsage, schlechterdings erforderlich war, da der Verfasser im Grunde selbst der Held des Stücks ist, und also die Einfachheit und Bescheidenheit, in welche er alles Große und Ruhmwürdige, was ihn die Wahrheit von Xenophon zu sagen nöthigt, einhüllt, wofern sie ihm nicht natürlich wäre, hätte heucheln müssen, um das Verdächtige und Verhafste, das der Erzählung unsrer eignen Großthaten anzukleben pflegt, durch den Schleier der Grazien dem Auge der Tadelsucht und Mißgunst zu entziehen.

Was mir dieses Buch so besonders

lieb macht, ist die Sokratische Sofrosyne, die es von Anfang bis zu Ende athmet, und die in allem, was Xenofon sich selbst darin denken, reden und handeln läßt, so lebendig dargestellt ist, daß, indem ich lese, unzählige Erinnerungen in mir erwachen, welche seiner an sich schon so anziehenden Erzählung, durch tausend feine Ideenverbindungen und leise Beziehungen auf etwas, so ich ehemahls an Sokrates wahrgenommen oder aus seinem Munde gehört, einen Grad von Interesse geben, den sie freilich nur für wenige haben kann. Indessen muß doch dieses in seiner Art einzige Buch auch für Leser, die kein näheres Verhältniß zu Sokrates hatten, immer eines der unterhaltendsten die unsre Sprache aufzuweisen hat, bleiben, und ich müßte mich sehr irren, wenn es nicht noch in den spätesten Zeiten das Handbuch und der unzertrennliche Gefährte aller grossen Feldherren werden sollte.

In den letzten dreyszig bis vierzig Jahren haben sich die Athener zu ihrem grössten Schaden einer Menge wild und ohne alle Kultur aus dem Boden hervor-

geschossener Heerführer anvertraut, die sichs gar nicht zu Sinne kommen ließen, daß Kriegführen und einem Kriegsheere vorstehen eine Kunst sey: welche viel Wissenschaft voraussetzt und ebenso gut gelernt seyn will, wie irgend eine andere. Xenofons Anabasis wird hoffentlich solchen Autoschediasten (wie Sokrates sie zu nennen pflegte) die Augen öffnen, und ihnen einleuchtend machen, welch eine seltene Vereinigung großer ungewöhnlicher Naturgaben mit einer Menge erworbener Talente, welche Stärke und Erhabenheit der Seele, Geistesgegenwart, Mäßigung und Gewalt über sich selbst, welch ein behendes, festes, in der Nähe und Ferne gleich scharf sehendes Auge, welche Sorge für die mannigfaltigen Bedürfnisse eines Kriegsheeres, welche Aufmerksamkeit auf die kleinsten Umstände, welche Voraussicht aller möglichen Zufälle, welche Fertigkeit die günstigen auf der Stelle zu benutzen, und was widrige geschadet haben, sogleich wieder gut zu machen, welche Geschicklichkeit die unter ihm stehenden Menschen zu prüfen, zu lenken, zu gewinnen, und mit weiser Strenge an

einen eben so pünktlichen als willigen Gehorsam zu gewöhnen, mit Einem Worte, wie unendlich viel dazu gehöre, daß ein bloßer Freywilliger, wie Xenophon war als er dem Cyrus seine Dienste anbot, sich in kurzer Zeit als einen so vollkommenen Feldherren zeigen könne, wie er sich während dieses beyspiellosen Unternehmens erwiesen hat, wo es um nichts geringeres zu thun war, als ein Heer von zehen tausend aus allen Theilen Griechenlands zusammen gerafften Kriegern, die nichts als sich selbst und ihre Waffen hatten, aus dem Herzen des feindlichen Landes, durch eine lange Reihe barbarischer feindseliger Völker, über unzugangbare Gebirge und brückenlose Flüsse, einen Weg von mehr als 25000 Stadien in ihr Vaterland zurück zu führen. Übrigens ist vielleicht der wichtigste Dienst, den er durch dieses Buch der ganzen Hellas geleistet hat, dieser: daß sie sich daraus überzeugen können, wie furchtbar sie den Barbaren durch ihr schwer bewaffnetes Fußvolk und durch ihre Disciplin und Taktik sind, und welch eine leichte Sache, wofern sie nur unter sich selbst einig wären, es

seyn würde, mit dreyßig bis vierzig tausend Griechen von einem Agesilaus oder Xenophon geführt, sich des ganzen ungeheuern Perserreichs zu bemächtigen. Wenn dieser Rückzug der Zehentausend den Muth ihrer braven Vorfahren nicht in ihnen aufzureitzen vermag, dann gebe ich sie gänzlich verloren!

Aber wie meinst du, Hippias, daß die edeln und weisen Athener einem Mitbürger, der ihnen so große Ehre macht, und von dessen Talenten und Karakter sie so große Vortheile ziehen könnten, ihre Achtung bewiesen haben? Sie fanden sich durch seine, ihnen übrigens ganz unnachtheilige Vorliebe zu den Lacedämoniern beleidiget, und haben ihn — auf ewig aus Attika hinausgewiesen. O die Keckenäer!

Wenn dir in dem reizenden Milet noch eine leere Stunde übrig bleibt, die du an deinen Freund Aristipp zu verschenken willig bist, so wird mich dein Brief zu Rhodus finden, sofern du ihn an Lykophon, Menalippus Sohn, (einen allen Schiffen in diesen Meeren bekannten Nahmen) zur Bestellung empfehlen willst.
L. W.

Hippias an Aristipp.

Xenofons Anabasis, welche, weil der Rückzug die Hauptsache ausmacht, eben so gut Katabasis heißen kann, war mir bereits bekannt, als ich deinen Brief aus Rhodus erhielt. Auch ich habe sie mit Vergnügen gelesen, und obwohl mir dünkt, daß von dem hohen Werthe, den du diesem Werke beyzulegen scheinst, noch etwas abgehen könnte, so gestehe ich doch, daß es nicht leicht wäre, eine an sich selbst so wunderbare Geschichte, wie der Zug und Rückzug der zehen tausend Griechen, mit weniger Prunk und in einem treuherzigen Ton zu erzählen; was das unfehlbarste Mittel ist, einen nicht allzumifstrauischen Leser in die angenehme Täuschung zu setzen, daß er, ohne allen Argwohn durch diesen Ton selbst getäuscht zu werden, immer die reinste Wahrheit zu

lesen glaubt. Ich sage dieß nicht um die Aufrichtigkeit Xenofons verdächtig zu machen; indessen bin ich gewiß, von allen den Hauptleuten, die eine Rolle in dieser Geschichte spielen, würde ein jeder sie mit andern Umständen erzählt, und vieles mit andern Augen und in einem andern Lichte gesehen haben. Wenn nun jeder von ihnen eine Katabasis geschrieben hätte, müßte nicht ein unbefangener Leser öfters zweifelhaft seyn, wem er glauben sollte? Dieser Einwurf gilt gegen die Zuverlässigkeit einer jeden Geschichterzählung einer Reihe von Begebenheiten, in welche nebst dem Erzähler selbst, viele an Denkart, sittlichem Karakter, Absichten und Interesse verschiedene Menschen verwickelt waren; und er ist um so weniger zu heben, da er sich auf die menschliche Natur selbst gründet, und daher schwerlich eine Ausnahme zu Gunsten irgend eines Einzelnen zuläßt. Alles was wir von einem solchen Erzähler zu fordern berechtigt sind, ist daß er den Willen habe, uns nichts für wahr zu geben als was er selbst für wahr hält. Werden wir dann demungeachtet getäuscht, so liegt die

Schuld an uns selbst, nicht an ihm. Ich zweifle so wenig daran, daß Xenofon uns nichts als reine historische Wahrheit geben wollte, daß ich vielmehr sagen möchte, er habe diesem löblichen Vorsatz keinen geringen Theil des Vergnügens aufgeopfert, das er uns hätte machen können, wenn er, wie Herodot, unsre Einbildungskraft etwas mehr Antheil an seiner Erzählung hätte nehmen lassen wollen. Denn nichts kann einem Schriftsteller leichter begegnen, als vor lauter Begierde wahr zu seyn, langweilig zu werden. Doch dafür ist in diesem Werke gesorgt. Man kann sich darauf verlassen, daß ein Autor, der seine eigene Geschichte und Thaten erzählt, wofern er nicht ohne alles Genie ist, nie sehr langweilig werden wird. Solltest du den kleinen Streich nicht bemerkt haben, Aristipp, den ihm die wunderbare Zauberin, die man aus Mangel eines passenden Namens Eigenliebe nennt, vermuthlich ohne sein Wissen und Wollen, gespielt hat, „ihm, so oft er uns erzählt, was Xenofon der Athener gedacht, gesprochen, gethan und gewollt hat, ganz leise leise das So-

kratische Ideal eines vollkommenen Feldherren unter zu schieben?" Eine Täuschung, deren er sich um so weniger versah, da er vermuthlich dadurch, daß er von sich selbst immer in der dritten Person spricht, eine treffliche Maßregel gegen die Nachstellungen des hinterlistigen Ichs genommen zu haben glaubte. Daß er während dieses ganzen Kriegszuges jenes Ideal immer vor Augen hatte, daß er es zu erreichen strebte, war eines ehemaligen Zöglings und vieljährigen Freundes des weisesten aller Menschen würdig: aber daß er es so vollständig in seiner eigenen Person darstellt, dabey könnte sich doch wohl, ihm selbst unbemerkt, etwas Poesie eingemischt haben. Oder wollen wir es ihm etwa gut schreiben, daß er sich so ganz unverhohlen zu der Sokratischen Schwachheit, — in vollem Ernst an Zeus Meilichios, und Herkules Hegemon zu glauben, bekennt, und uns mit der Treuherzigkeit eines Böotischen Bäuerleins seine Träume und noch manche andere Dinge erzählt, die er seiner Urgroßmutter nach zu sagen hätte erröthen sollen? Ich muß-

te laut auflachen, wie ich im vierten Buche las, was geschehen sey, da sie eines Tages auf ihrem beschwerlichen Marsche über die Karduchischen Berge, bey einem äußerst heftig und sehneidenden Nordwind, der ihnen mit vollen Backen ins Gesicht blies, sich durch Ellen tiefen Schnee so mühselig durcharbeiten mußten, daß viele Menschen und Thiere dabey verloren gingen. „Da hieß uns einer von den Wahrsagern dem Wind' ein Opfer schlachten,“ sagt Xenophon mit einer Einfalt, die man für Sokratische Ironie halten müßte, wenn er nicht unmittelbar darauf mit dem glaubigsten Ernst hinzusetzte: „es wurde also geopfert, und es dächte allen, daß die Strenge des Windes nachgelassen habe.“ — Doch dieses Geschichtchen liefse allenfalls noch eine leidliche Erklärung zu. Der Gott Boreas, der zu Athen und an mehrern Orten Griechenlands einen Altar hat, wird vorzüglich von den Arkadiern zu Melagopolis verehrt; und beynahe der dritte Theil des Heers bestand aus Arkadiern. Der Einfall des Wahrsagers, den Zorn dieses Gottes durch ein Opfer zu besänftigen, war also nichts

weniger als unverständlich, da er dazu diente, den Muth des gemeinen Mannes wieder zu beleben, und die Wuth des Windes, falls sie indessen nicht etwa von selbst nachliefs, wenigstens durch die Kraft des Glaubens zu dämpfen. Das letztere scheint auch der Fall gewesen zu seyn; denn Xenofon sagt nicht, der Wind habe wirklich nachgelassen, sondern nur, sie hätten Alle geglaubt er lasse zusehens nach. Schwerer dürfte es seyn, den Menschenverstand unsers Sokratischen Kriegshelden mit seinem überschwänglichen Glauben an die Hieroskopie zu vereinigen. In der That treibt er diese Schwachheit so weit, daß man oft lieber an seiner Aufrichtigkeit zweifeln, und seine seltsame Beharrlichkeit, sich alle Augenblicke in den Eingeweiden der Opferthiere, mit dem blindesten Vertrauen auf ihre Entscheidung, Rathes zu erheben, für einen Kunstgriff halten möchte, eine aus so vielerley verschiedenen Griechischen Staaten gezogene, über den schlechten Erfolg ihrer großen Erwartungen mißmuthige, widerspenstige, mißtrauische, und immer zum Aufstand bereite Mannschaft (wie die Zehntausend

sich in dieser ganzen Geschichte beweisen) desto leichter beysammen und in einiger Subordinazion zu erhalten. Aber man sieht sich alle Augenblicke genöthigt, diese Vermuthung wieder aufzugeben, so häufig sind die Beyspiele, wo, ohne die Voraussetzung dafs er an diese Art von Divinazion in vollem Ernst geglaubt habe, entweder sein Betragen schlechterdings unbegreiflich wäre, oder wo sich nicht der mindeste Beweggrund ersinnen läfst, warum er vernünftigen Lesern seines Buchs die Gesundheit seines Verstandes durch eine ohne allen Zweck vorgegebene Deisdämonie hätte verdächtig machen wollen. Das sonderbarste bey der Sache ist, dafs er in diesem Aberglauben viel weiter geht als sein Meister selbst, dessen Ansehen sonst so viel bey ihm gilt. Sokrates wollte, dafs man nur in Fällen, wo das Orakel der Vernunft verstummt, seine Zuflucht zu dem Opferlebern oder zu den Hexametern der Pythia nehmen sollte; Xenofon hingegen sagt zu seinen versammelten Soldaten: „Ich berathe mich, wie ihr
 „seht, aus den Opfereingeweiden so oft
 „und viel ich nur immer kann, so wohl

„für euch als für mich selbst, damit
 „ich nichts reden, denken noch
 „thun möge, als was euch und
 „mir das rühmlichste und beste
 „ist.“ — Konnte und mußte ihm nicht,
 wenigstens in den meisten Fällen, seine
 Vernunft die sicherste Auskunft hierüber
 geben? Du wirst mir vielleicht sagen:
 dieser seltsamen Schwachheit ungeachtet
 hat sich Xenofon bey diesem Rückzug
 als einen der verständigsten, geschickte-
 sten und tapfersten Kriegsobersten bewie-
 sen, die jemahls gewesen sind. — Aber
 würde er dieß, ohne eine so lächerliche
 Grille, weniger, oder nicht vielmehr in
 einem noch höhern Grade gewesen seyn?
 Bey allem dem gestehe ich gern, daß
 Xenofon, ein wenig Sokratische Pedan-
 terie abgerechnet, der polierteste, sitt-
 lichste und für alle Lagen und Verhält-
 nisse des öffentlichen und Privatlebens
 tauglichste Mann nicht nur unter allen
 Sokratikern, sondern vielleicht unter
 allen Griechen, so wie er noch jetzt, in
 einem Alter von mehr als funfzig Jahren,
 einer der schönsten ist; und ich kann
 ihm dieß um so zuversichtlicher nachsa-
 gen, da ich ihn hier zu Milet mehr als

Ein Mahl im Gefolge des Agesilaus gesehen und gesprochen habe. Dieser König von Sparta scheint im Begriff zu seyn, das, was du von einer sehr möglichen Folge des Rückzugs der Zehentausen geweissagt hast, wahr zu machen. Aber der böse Dämon der Griechen ist mit den Schutzgöttern Persiens im geheimen Einverständniß; oder, ohne Figuren zu reden, ihre Zwietracht und Eifersucht über einander, die seit dem Trojanischen Kriege die Quelle alles ihres Unglücks war, wird auch diessmahl die Sicherheit des Perserreichs seyn, und es so lange bleiben, bis sich in Griechenland selbst ein König erhebt, der vor allen Dingen der Unabhängigkeit aller dieser kleinen Republiken ein Ende macht, welche sich ihrer Freyheit so schlecht zu ihrem eigenen Besten zu bedienen wissen. Dieser König wird über lang oder kurz wie ein Gewitter über sie her fallen, und wer weiß, ob er nicht in Sicilien oder Thessalien oder Macedonien schon geboren ist?

Je länger ich hier lebe, je mehr finde ich daß du mir nicht zu viel von dem Aufenthalt in Milet versprochen hast, und die Einwohner scheinen mir den Vorzug,

den du ihnen vor den Athenern giebst, täglich mehr zu rechtfertigen. Die Milesier haben den guten Verstand, keine glänzendere Rolle in der Welt spielen zu wollen, als wozu sie durch die Lage ihrer Stadt bestimmt sind, und scheinen sich ohne Mühe in den Schranken zu halten, welche die Mittelmäßigkeit ihres Gemeinwesens um sie her zieht. Milet ist alles was es seyn kann, indem es einer der ansehnlichsten und blühendsten Handelsplätze in der Welt ist, und sich dabey zu erhalten, scheint ihr höchster Ehrgeitz zu seyn.

Wie glücklich wären die A t h e n e r, wenn sie sich, seit Solon den Grund zu ihrem ehemahligen Wohlstand legte, sich so wie die Milesier zu mäßigen gewußt hätten! Aber das Ansehen und der Ruhm, den sie sich in dem Zeitraum des Medischen Kriegs erwarben, machte sie schwindlicht; seit dieser Zeit können sie nicht ruhig seyn, wenn sie nicht die Ersten in Griechenland sind; aber sie können eben so wenig ruhen, wenn sie es geworden sind. Mit jeder höhern Stufe, die sie ersteigen, entdecken sie, wie viel noch fehlt um die Ersten i n d e r

Welt zu seyn; und nun ist ihnen nichts was sie haben genug, und sie schnappen so lange nach dem lustigen Gegenstand ihrer Unersättlichkeit, bis sie auch das verlieren was sie hatten und durch Genügsamkeit und ein zugleich männliches und kluges Betragen ewig erhalten könnten. Der Athener ist unendlich eifersüchtig über eine Freyheit, die er nicht zu gebrauchen weifs; er will blofs frey seyn, damit ihm alle andern dienen; deswegen will er es allein seyn, und unterwirft sich alles, was nicht mächtig genug ist, ihm zu widerstehen: der Milesier ist mit so viel Freyheit zufrieden als er zu seinem Wohlstand nöthig hat, und verlangt keine grössere Macht, als die Beschützung seines ausgebreiteten Handels erfordert.

In beyden Städten ist das Volk überhaupt lebhaft, witzig und zum Scherz geneigt; aber der Milesier, ohne leicht die Grenzen der Wohlanständigkeit und der Achtung, die man im geselligen Umgang einander schuldig ist, zu überschreiten. Der Witz des Atheners hingegen ist scharf und beissend; auf den ersten Blick hat er das Lächerliche an Personen und Sachen weg, und bespottet es mit so viel weni-

ger Schonung, da ihm sein demokratischer Trotz und der Stolz auf den Athenischen Namen eine Selbstgefälligkeit und einen Übermuth giebt, den die Fremden ziemlich drückend finden. Er sieht Alles was Attisch ist über die Achseln an, und ist immer voraus entschlossen, Allem was er nicht selber sagt zu widersprechen. Er weiß schon bey deinen ersten Worten was du vorbringen willst, widerlegt dich ehe du ihm zeigen kannst daß du bereits seiner Meinung bist, antwortet dir auf ein ernsthaftes Argument mit einem Wortspiel oder einer Spitzfindigkeit, und geht im Triumph davon, wenn er nur ein paar Lacher auf seiner Seite hat. Athener und Milesier sind gesellig und gastfrey: aber wenn der Athener dich einladet, so ist es um sich dir zu zeigen; der Milesier will, daß dir wohl bey ihm sey. Beyde scheinen alles Schöne, besonders in den Künsten, bis zur Schwärmerey zu lieben: aber der Athener um darüber zu schwatzen, der Milesier um es zu genießen. Überhaupt sind die letztern ein fröhliches, genialisches Volk, heiter und lachend wie ihr Himmel, warm und üppig wie ihr Boden; aber doch das letztere nicht mehr,

als mit der Betriebsamkeit und dem Handelsgeiste bestehen kann, denen sie ihren großen Wohlstand zu danken haben. Zu Milet sehe ich jedermann in der ersten Hälfte des Tages beschäftigt, um die andre desto freyer dem Vergnügen widmen zu können. Der Reichthum hat in ihren Augen nur in so fern einen Werth, als er ihnen die Mittel zum angenehmsten Lebensgenuss verschafft: aber sie vergessen auch nie, daß die Quellen desselben durch anhaltende Thätigkeit im Fluß erhalten werden müssen, und ohne eine verständige Ökonomie bald versiegen würden. Die Athener bleiben, unter unaufhörlichen Entwürfen, wie sie ohne Arbeit reich werden wollen, immer hinter ihren Bedürfnissen zurück, und die meisten darben im Alter, oder müssen zu den schlechtesten und verächtlichsten Hülfquellen ihre Zuflucht nehmen; weil ein Athener es sich nie verzeihen könnte, wenn er einen gegenwärtigen Genuss einem künftigen aufgeopfert hätte. Dieß ist ungefähr alles, Freund Aristipp, was ich bis jetzt von dem Unterschied in dem Karakter der Milesier und der Keche-
n ä e r bemerkt habe. Daß es auf beyden

Seiten Ausnahmen giebt, versteht sich von selbst.

Seit einigen Tagen erfahre ich endlich auch wieder etwas von der schönen Lais. Sie lebt, sagt man, zu Sardes auf Kosten des bezauberten Arasambes wie eine zweyte Semiramis, und Leute, die seit kurzem von Efesus kommen, können nicht genug von der Pracht ihres Hofstaats erzählen, und von der Menge und Schönheit ihrer Sklaven und Sklavinnen, und von den herrlichen Festen, die ihr zu Ehren unaufhörlich auf einander folgen; kurz von der grenzenlosen Üppigkeit, womit sie die Schätze ihres Liebhabers verschwendet, der es auf diesen Fuß nicht lange aushalten könnte, wenn auch alles Gold des Paktols und des Ganges in seine Schatzkammer strömte. Ich zweifle nicht, daß in allem diesem sehr viel übertriebenes ist; doch begreift sichs, wie die Liebe zum Schönen und Großen in der Natur und der Kunst (die einzige Leidenschaft unsrer Freundin) unter der Herrschaft einer so fruchtbaren Einbildungskraft wie die ihrige, in weniger als zehn Jahren einen Krösus zum Irus machen könnte. Daß sie eine so betrübte

Katastrofe nicht abwarten wird, bin ich gewiss, oder ich müßte sie schlecht kennen. Indessen nimmt michs doch Wunder, was das Spiel für einen Ausgang nehmen wird.

Ende des 64. Bandes.



Handelste nicht abwarten wird, bin ich
 gewillt, oder ich müßte sie schlech-
 ter. Indessen nimmt mich doch Wen-
 der, was das Spiel für einen Ausgang
 nehmen wird.

Lebe der edl. Biederer.



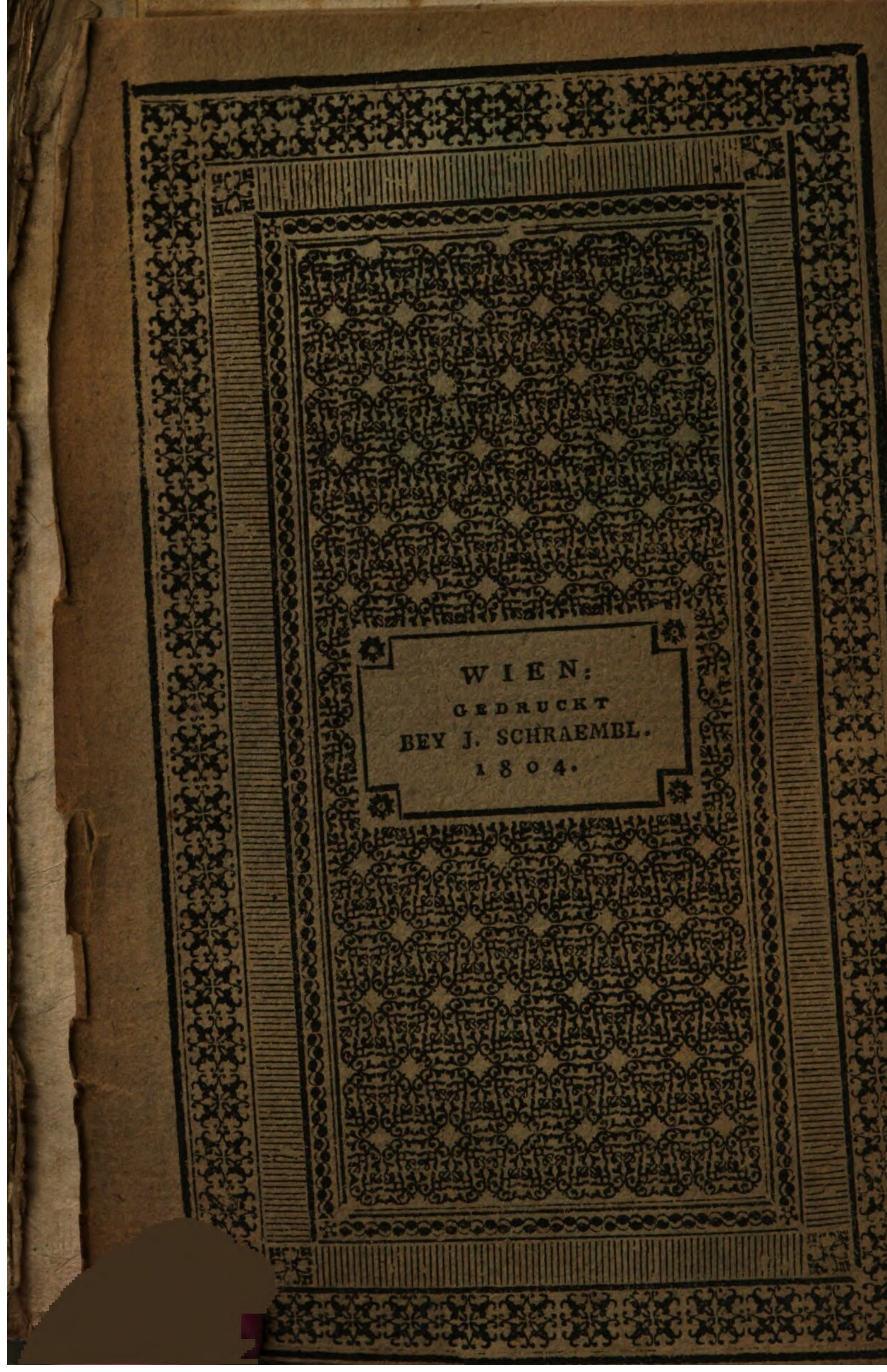
LD

Wieland

64

~~100-228~~





W I E N :
G E D R U C K T
B E Y J . S C H R A E M B L .
1 8 0 4 .

Wieland, Christoph Martin,

Sämmtliche Werke

Bd.: 64.

Wien 1804

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 5886 -111

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11261673-1

VD18 15525481-001